

**Juni 6/2017**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Christian Hennecke  
Emmaus-Priester 161

---

Georg Lauscher  
Geistlich leiten 163

---

Jan-Christoph Horn  
Jugendverbände 170

---

Nobert Bauer/Janka Keimer  
Kirche anbieten 176

---

Michael Ley  
Wer sind eigentlich diese Religionslehrer? 178

---

Manfred Glombik  
Soziale Gleichheit 186

---

Literaturdienst: 189  
Klaas Huizing: Ästhetische Theologie  
Maria Anna Leenen: Ganz weit draußen

---

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Bischöfliches Generalvikariat, Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | PR Jan-Christoph Horn, Lauenburgstraße 7b, 48147 Münster | PR Norbert Bauer, Moltkestraße 119, 50674 Köln | Janka Keimer, St. Gereon, Gereonskloster 2, 50670 Köln | Dipl.-Psych. Michael Ley, IQ Bildung, Klausenerstraße 9, 50737 Köln | Manfred Glombik, Tosmarblick 35, 31134 Hildesheim

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erfstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erfstadt

ISSN 1865-2832

Christian Hennecke

## Emmaus-Priester

### Zumutungen zum Rollenwechsel

---

Überall Unsicherheit, viele Fragen – vor allem und gerade auch bei den Priestern. Angesichts der größeren Bereiche, für die ein Priester zuständig sein soll, stellen sich viele Ungewißheiten ein. Kann ich noch Seelsorger sein, wenn ich nur noch Sakramente spende und von Messe zu Messe eile? Man sieht, es fehlen Bilder. Und es wird dann theologisch nachgekartet: könnte nicht die Rede von einer Kirche der Partizipation, die Förderung ehrenamtlicher Leitungsteams, die Selbständigkeit örtlicher Gemeinden im Gegensatz zur theologisch und kanonisch vorgegebenen Leitungsrolle des Priesters stehen – ist dann die Kirche nicht in Gefahr, zu einem Verein zu degenerieren. Summa summarum: braucht die Zukunft überhaupt noch Priester?

Die Antwort ist klar ja. Gerade wegen dieser Entwicklung. Die Frage aber bleibt, wie in den Kontexten zukünftiger pastoraler Entwicklung Priester ihren sakramentalen Dienst tun können. Und was genau eigentlich ihr sakramentaler Dienst ist.

Könnten wir nicht von Emmaus Priestern sprechen? Orientiert am Handeln des Priesters selbst, des auferstandenen Christus? Wie wäre es, die Emmausgeschichte einmal zu lesen aus der Perspektive des Dienstes, den Christus tut? Vielleicht wird hier auch noch einmal deutlich, wie die „Sakramentalität“ neu gedeutet und zugemutet werden kann.

Der Priester im Vorübergang. Das ist eine erste Dimension, die diese Geschichte erschließt. Und das ist wahrscheinlich die

größte Herausforderung. Denn wenn heute eine Furcht beschrieben wird, dann ist das die drohende Heimatlosigkeit des Priesters (aber nicht nur des Priesters): verlässliche Beziehungen scheinen in Gefahr. Wie ist das hier, in der Emmausgeschichte?

Ganz einfach eigentlich: der Herr kommt dazu, ist unbegreiflicher Weise unbekannt, und tritt sofort in eine tiefe Beziehung ein: er hört zu, fragt nach. Nachher werden die Jünger sagen: brannte uns nicht das Herz? Die Beziehung, die hier in der scheinbar kasualen Begegnung entsteht, ist wie ein Ankommen, ein ‚nach-hause-kommen‘. In der Tat: die Jünger können sich eigentlich gar nicht mehr trennen von dem Fremden, der ihnen „Priester“ geworden ist: denn das Zuhören ist allerdings nur der erste Moment – es folgt ein zweiter Moment, der wesentlich dazugehört: der „Priester“ eröffnet seinen Mitwanderern die Schrift. Sie kennen die Schrift schon, sie sind belesen, aber in der Begegnung entsteht ein tieferes Verstehen der Schrift, eine Eröffnung seiner Verheißungen, eine Deutung der Gegenwart und Zukunft.

Eine vorsichtige Übertragung ist möglich: wenn Priester in Zukunft erheblich deutlicher als zu anderen Zeiten Vorübergehende sind, dann kommt viel darauf an, welche Qualität Begegnungen haben. Es geht also nicht darum, im eilenden Vorübergang zu sein, sondern anzukommen, um mitzugehen, um zuzuhören, um gemeinsam zu entdecken. Es mag merkwürdig klingen, aber diese Erfahrung wird auch für die Priester der Zukunft ein neues Bild für ihre Beheimatung geben: Heimat geschieht, ereignet sich nicht in der Lokalität eines Dienstsitzes, sondern in der Tiefe der Begegnungen, in denen für alle das Herz zu brennen beginnt. Das ist ein wichtiger Hinweis auf die mystisch-spirituelle Qualität der zukünftigen Gestalt des vorübergehenden Priesters – und auf seine Fähigkeit der Verkündigung, der gemeinsamen Entdeckung der Verheißungen.

Der gemeinsame Weg führt in den Abend, er führt zum Mahl. Und es ist genau dort, wohin der Weg des Wortes führt: zur Eucharistie. Dieser Weg ergibt sich nicht zwangsläufig. Schon das Wort der Verkündigung lässt die Erfahrung der Kirche machen. Und der „Priester“ will weitergehen. Aber inzwischen sind die Jünger wirklich sehnsüchtig nach dem Bleiben, nach dem Mahl. Und so bleibt der Priester, der das Brot bricht.

Hier wäre noch einmal genau zu betrachten, was hier eigentlich geschieht: es ist nicht der Priester, der „die Messe hält“, sondern es ist die Gemeinschaft der Jünger, die sich nach dem Mahl sehnt: und in diesem Mahl erkennen sie den Herrn selbst – und der „Priester“ verschwindet. Die eucharistische Dimension des priesterlichen Dienstes zielt genau auf jene neue Wirklichkeit der Gegenwart des Auferstandenen, die dann – so sieht man es in der Emmausgeschichte, die Jüngerinnen und Jünger in ihr Leben, in ihre eigene Sendung führt.

Der Priester der Zukunft: Wegbegleiter, der intensiv dabei ist, zuhört, eröffnet, erschließt – und dabei selber den Vorgesmack jener Heimat erlebt, die Reich Gottes heißt; Brecher des Brotes, das Leben schenkt, das Christus ist – das den Geist freisetzt, der zur Sendung treibt.

Und nicht: der Hetzende, der Messpriester, der erschöpfte Verkündiger ... auf seinem Dienstsitz.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Diesen Impuls verdanke ich einer Idee von Domkapitular Wolfgang Voges, dem Stadtdechanten von Hildesheim.

#### Liebe Leserinnen und Leser,

„Managen“ und „geistlich leiten“ müssen in der Kirche zusammenkommen, sonst wird es entweder ungöttlich und damit in der Regel unmenschlich oder es wird unprofessionell. Über den Aspekt der Führungsspiritualität denkt, u. a. von der Gestalt des Mose her, **Spiritual Georg Lauscher** aus dem Bistum Aachen nach. Weitere Inspirationsquellen sind ihm Ignatius ebenso wie Hanns Dieter Hüsch.

Ein kräftiges und eindeutiges Plädoyer für den eigenen Beitrag katholischer Jugendverbände zum Kirche-Sein der Kirche formuliert der Pastoralreferent sowie Systemische Organisationsberater und Gemeindeentwickler **Jan-Christoph Horn** aus Münster.

Ein wirkliches „Ereignis“ scheint mir das Projekt in der Kirche St. Michael in Köln zu sein, das **PR Norbert Bauer** und **GA Janka Keimer** vorstellen. Ihre Einsatzgemeinde, zu deren Territorium die Kirche St. Michael gehört, stellt den Kirchenraum zur „Füllung“ zur Verfügung. Es ist mehr als erstaunlich und ebenso ermutigend, wie Professoren und Studierende der Detmolder Schule für Architektur an der Hochschule Ostwestfalen-Lippe am Beginn dieses Jahres das Angebot genutzt haben. Lesen Sie selbst!

Auch wenn das Pbl keine ausgesprochene Fachzeitschrift für Religionspädagogik ist, alle Religionslehrer(innen) kommen – in welcher Verbundenheit auch immer – aus Gemeinden. So gehören die Ergebnisse einer Studie im Auftrag der Bistümer Aachen und Köln durchaus hierhin, die Erkenntnisse darüber vermittelt, durch wen und auf welche Weise künftige Religionslehrer(innen) zuvor mit dem Glauben in Berührung gekommen sind, ehe sie ihr Studium aufnehmen, und wie das, was sie mitbringen, zu bewerten ist. Autor des Beitrags ist einer der beiden maßgeblichen Verantwortlichen der Studie, **Dipl. Psych. Michael Ley**, Professor für Organisationspsychologie und Geschäftsführer des Instituts für Qualitative Bildungsforschung in Köln.

**Manfred Glombik** schließlich, früherer Personaldezernent der Fachhochschule Hildesheim und Fachmann für Christliche Gesellschaftslehre, schließt mit einer Betrachtung über soziale Gerechtigkeit und insbesondere soziale Gleichheit unter dem Vorzeichen der Kirche.

Möge der Pfingstgeist unsere Kirche in Fülle erreichen auf ihrer Wegsuche in herausfordernden Zeiten, wünscht und erbittet auch für Sie, liebe Leserinnen und Leser,

Ihr



Gunther Fleischer

# Geistlich leiten

---

In Gesprächen mit Menschen im pastoralen Dienst höre ich immer häufiger Fragen wie: „Bin ich überhaupt für eine Führungsaufgabe berufen? Ist es meine Berufung, ein mittelgroßes Unternehmen zu leiten?“ Solche Fragen werden nach einem längeren Leidensweg oft so bedrängend, dass sie unumgebar sind. Der immense innere und äußere Erwartungsdruck hat die geistliche Lebensgestaltung erdrückt. Unter den Füßen ging der geistliche Grund verloren. Was trägt noch? Wie führe ich mich selbst? Und warum und wie eine solche Organisation?

Menschen im pastoralen Dienst sind beauftragt, in unterschiedlicher Weise geistlich zu leiten. Nicht nur Geistliche, doch nur geistlich lebende Menschen leiten geistlich. So unterschiedlich die Handlungsfelder auch sein mögen. In den derzeitigen, kirchlichen Veränderungsprozessen sind strategische Leitung und inhaltliche Richtungsentscheidung wichtig. Und geistliche Leitung? Ehrfurcht und Spürsinn für die unverfügbare Gegenwart Gottes in seinem Volk und im eigenen Leben?

Der Pastoralpsychologe Christoph Jacobs ist überzeugt: „Führungsspiritualität ist ebenso wichtig wie Führungskompetenz.“<sup>1</sup> Führungsspiritualität aber beginnt bei der eigenen Lebensführung. Wie soll ich andere leiten, wenn ich mich selbst nicht (mehr) zu leiten verstehe? Wie soll ich mit anderen kleinere oder größere Räume geistlich gestalten, wenn die persönliche, geistliche Lebensgestaltung höchstens noch formal, also geistlos „funktioniert“?

## Führungsspiritualität beginnt im eigenen Leben

Wie führe ich mein Leben? Genau hier (und nicht bei anderen) ist der erste kleine, doch entscheidende Hebel zur Veränderung anzusetzen. Mit vergleichsweise großer Wirkung! Nur hier kann die Umkehr raus aus einem defensiven, leidenden Leiten ansetzen!

Ich erfahre es bei anderen wie bei mir selbst: Eine persönliche, wenn auch noch so bescheidene, aber treu gelebte geistliche Praxis wirkt. Sie läutert und klärt, relativiert und entlastet und bündelt die Kräfte in dem, was jetzt zu tun oder zu lassen ist. Ich übernehme für mein geistliches Leben die Verantwortung – wer sonst? Ich nehme für mich selbst die Leitung wahr – wer sonst?

Als Papst Franziskus die Leitung der Weltkirche anvertraut wurde, was tat er da? Er betete. Schweigend. Sich ausrichtend auf die göttliche Gegenwart. Mit den Menschen auf dem Petersplatz und anderntags in Santa Maria Maggiore, an deren Altar Ignatius von Loyola, sein Ordensvater, vor etwa 500 Jahren seine Primiz feierte. Diese wichtigste Führungskraft der katholischen Kirche stürzte sich also nicht zuerst in die anstehenden Aktivitäten. So geht geistlich leiten. Der Topmanager Chris Lowney ist überzeugt: „In diesen Minuten, die er im Gebet verbrachte, tat Papst Franziskus etwas ungeheuer Wertvolles: Natürlich betete er, aber indem er betete, erinnerte er sich an seinen Auftrag und die Werte, die er verkörpern muss. Er entrümpelte seinen Geist, um sich wieder auf die Prioritäten zu konzentrieren, befreite sich von reiner Geschäftigkeit, um neue Energie zu tanken, und rückte seinen Blickwinkel zurecht, indem er anerkannte, dass er die Welt ziemlich sicher nicht unter Kontrolle hat.“<sup>2</sup> Offensichtlich überzeugt kirchliche Leitung erst, wenn sie geistlich gelebt wird!

„Wow, der scheint sich ja wirklich wohl zu fühlen in seiner Haut!“ So war manch

überraschte Reaktion auf den Leitungsstil des Papstes<sup>3</sup>. Kein Sich-Verbergen und Sich-Schützen hinter scheinbar würdigem, formalem Gestus, sondern natürliche, ansteckende Lebendigkeit. Und das im höchsten Leitungsamt einer mit Sorgen belasteten Kirche. Da kann einer sich frei bewegen und freimütig reden! Wohl weil er existenziell gut gegründet ist. Ganz im Amt ganz er selbst. In Respekt vor dem Gottesvolk und in Selbsthingabe will er eine Kirche und deren Leitungsverantwortliche aufwecken. Denn sie erscheint vielen selbstgefällig oder selbstmitleidig und darum kraft- und geistlos. In dieser Stimmungslandschaft in der „Freude des Evangeliums“ Leitung übernehmen – wie kann das gehen?

## Berufen, andere geistlich anzuleiten?

Christoph Jacobs betont in seinen „Skizzen zu einer Führungsspiritualität“: „Führung ohne ein Berufungskonzept ist ‚Selbstermächtigung‘, verbleibt im Machen, laugt aus. Führung ohne Berufung führt nicht im Sinne des biblischen Gottes.“<sup>4</sup> Seit biblischen Tagen geschieht geistliche Führung durch Berufung, nicht durch Selbsternennung. „Das biblische Führertum (bedeutet) immer ein Geführtsein. Diese Menschen sind insofern Führer, als sie sich führen lassen.“<sup>5</sup> Da braucht es vorrangig zur Aktivität Räume der Passivität, des Empfangens, des Sich-Anvertrauens. Dies in einer geistlichen Alltagsgestaltung zu realisieren gehört wesentlich zur Leitungsverantwortung. „Nur vom Verwandelten können Verwandlungen ausgehen.“<sup>6</sup>

Freimütig und unverzagt besteht Papst Franziskus in der Linie des 2. Vatikanischen Konzils auf der ältesten Tradition: „In dieser Kirche befindet sich der Gipfel wie bei einer auf den Kopf gestellten Pyramide unterhalb der Basis. Darum werden diejenigen, welche die Autorität ausüben, „*ministri* - Diener“ genannt, denn im ursprünglichen Sinn des Wortes „*minister*“

sind sie die Kleinsten von allen. Vergessen wir das nie! Für die Jünger Jesu ist gestern, heute und immer die einzige Autorität die Autorität des Dienstes“.<sup>7</sup>

„Darum wird er (der Bischof, aber auch jeder, der geistlich leitet, der Verf.) sich bisweilen an die Spitze stellen, um den Weg anzuzeigen und die Hoffnung des Volkes aufrecht zu erhalten, andere Male wird er einfach inmitten aller sein mit seiner schlichten und barmherzigen Nähe, und bei einigen Gelegenheiten wird er hinter dem Volk hergehen, um denen zu helfen, die zurückgeblieben sind, und – vor allem – weil die Herde selbst ihren Spürsinn besitzt, um neue Wege zu finden.“<sup>8</sup>

## Gottes stille, starke Führung suchen

Gott beruft offensichtlich nicht die stark und machtbewusst Auftretenden, die sich naturgemäß doch leichter durchsetzen könnten. Naturgemäß eben, aber darum nicht schon Gott gemäß. Von Abel über Jakob, Josef, Mose, David bis zu den Propheten beruft Gott Menschen, die zu ihrer Schwachheit stehen. Jene, die sich nicht selbst profilieren und in Szene setzen. Denn „Gedanken und Gelegenheiten der Ehrsucht“ sind „die Pest für derartige Ämter“.<sup>9</sup>

Ich gebe mich mit meiner ganzen Person in meinen Auftrag, meine Aufgabe hinein – aber meine Person ist nicht dasselbe wie das Amt, die Rolle, die Funktion. Ich bedarf der Einkehr und Einsamkeit, um hier zu unterscheiden, ohne zu trennen. Sonst verwechselt sich leicht meine kleine Person mit der Größe der Aufgabe und wird überheblich. Darum ist die Einkehr in den eigenen Grund Dienstpflicht. Denn als jemand, der andere führt, muss ich mich zuerst selbst als Geführten erfahren. Als einer, der Einzelne oder eine Gemeinschaft begleitet und leitet, habe ich mich selbst zuerst von Gott begleiten und leiten zu lassen.

Selbst bei einer so starken Führungspersönlichkeit wie Mose, der Israel durch seinen immensen Einsatz in die Freiheit führte, besteht die Hl. Schrift darauf: Gott hat in die Freiheit geführt, nicht Mose! „So rettete *der Herr* an jenem Tag Israel aus der Hand der Ägypter.“ Und Mose sang mit den Israeliten dem Herrn dieses Lied: „Meine Stärke und mein Lied ist der Herr, er ist für mich zum Retter geworden“ (Ex 14,30; 15,2). „Mose jedenfalls geht, indem er führt, unbefangen und unerschrocken einem Führer nach. Seinem Führer nachgehend, kommt Mose ans Ufer... und die Scharen folgen ihm, der Gott folgt. Da geschieht, was geschieht, und es geschieht als Wunder. Nicht darauf kommt es an, ob Ungewöhnliches oder Gewöhnliches geschehen ist, sondern einzig darauf, dass das, was geschah, als Handeln Gottes erfahren worden ist, während es geschah. Das Volk sah ... und glaubte ...“<sup>10</sup> Die Menschen merkten auf, weil sie erfuhren, nicht Mose sondern: „Der Herr zog vor ihnen her, bei Tag in einer Wolkensäule, um ihnen den Weg zu zeigen, bei Nacht in einer Feuersäule, um ihnen zu leuchten. Die Wolkensäule wich bei Tag nicht von der Spitze des Volkes, und die Feuersäule nicht bei Nacht“ (Ex 13,21f).

Doch die Hochstimmung verfliegt. Es kommt zum Konflikt mit der Leitung, diesem „sonderbaren Mose“: „Er sagte zwar, der Mann, dass der Gott ihnen vorangehe, und dass er das durch diese oder jene Zeichen kundgebe; aber das unumstößlich Tatsächliche war es ja doch, dass man ihn nicht sehen konnte, und wen man nicht sieht, dem kann man eben auch nicht folgen. Man folgt eben doch nur dem Mann, und wie oft der unsicher ist, merkt man doch; da zieht er sich jeweils in sein Zelt zurück und brütet Stunden, ja Tage lang, bis er dann endlich herauskommt und sagt, so und so solle es geschehen. Was ist denn das für eine Führung? Und muss nicht etwas zwischen ihm und dem Gott nicht in Ordnung sein, wenn er den nicht vorzeigen kann? Er sagt zwar, der Gott sei nicht

zu sehen, er sei wohl da, nur zu sehen sei er nicht – aber was soll das heißen? Einen Gott hat man eben, und dann kann man ihn natürlich auch sehen; man hat eben ein Bild, und die Gotteskraft ist in dem Bild. Man erzählt sich freilich, der Mann behauptete, dass man sich von dem Gott kein Bild machen dürfe; aber das ist doch offenbar widersinnig. Solang man kein richtiges Bild hat, wird man auch keine richtige Führung haben.“<sup>11</sup>

## **Geistliche Leitung im Team-Konflikt**

Wenn auch die Bibel meist nur Mose nennt, – Mose steht nicht allein: „Ich habe Mose vor dir hergesandt und Aaron und Mirjam“ (Mi 6,4). Und wie in Pastoralteams heute bleibt der Konflikt nicht aus. Mirjam und Mose reden gegen Mose „wegen der kuschitischen Frau, die er sich genommen hatte“ (Num 12,1). Die Situation: Das an den Fleischtöpfen Ägyptens verwöhnte Volk ist zwar von entmündigenden Sicherheiten befreit, doch die ungewohnten Anforderungen des Unterwegsseins machen es matt und mürbe. Mose geht es ähnlich. Er ist dienstmüde, abgekämpft. Er schwächtelt. Da erheben sich Mirjam, die musisch begabte, herzerfrischende Prophetin, und Aaron, der bessere Redner (Ex 4,14) und der Priester, der dem Kult ums Goldene Kalb nicht widerstand (Ex 32,21-25). Sie rebellieren gegen Mose, den Primus (inter pares?). Vermutlich rebellieren nicht nur zwei Individuen, sondern die Gruppe der Frauen, die Mirjam beim Exodus anführte, und die Priesterschaft, die qua Amt einen besonderen Zugang zu Gott für sich beansprucht.

In dieser angespannten Situation werfen Mirjam und Aaron Mose, dem Letztverantwortlichen im Leitungsteam, die Heirat der Kuschiterin vor. Diese hatte er allerdings geheiratet, lange bevor er zur Führungskraft wurde! Und hatte Mose nicht – weil ihm seine Volksgenossen in Ägypten misstrauten (Ex 2,13-14) – fliehen und

in einem fremden Volk heiraten müssen? Hatte sich Gottes Führung nicht gerade durch Moses Ehe mit der „Ausländerin“ einen Weg gebahnt, um sein Volk Israel doch noch zu erreichen und zu befreien? Also worum geht es Mirjam und Aaron wirklich, wenn sie dem schwächelnden Mose diese altbekannte Geschichte vorwerfen? Dann kommt's: „Hat etwa der Herr nur mit Mose gesprochen? Hat er nicht auch mit uns gesprochen“ (Num 12,2)? Gewiss! Hat Mose das je infrage gestellt? Hatten sie sich nicht in unterschiedlicher Weise gemeinsam für das Volk eingesetzt? Was steckt hinter dem Wunsch nach unterschiedsloser Gleichstellung? Neid? Pastorale Teamplayer sind nie gleich, sondern zum Glück sehr verschieden begabt und beauftragt. Doch sie sind gleich-wertig. (So die Theologie – und die Realität?)

Gott ist noch in Scheitern und Sünde nahe: „Das hörte der Herr“ (12,2). Und der von seinen Teamkollegen Angegriffene? „Mose aber war ein sehr demütiger Mann, demütiger als alle ...“ (12,3). Er geht nicht in die Beleidigung, in die Kränkung hinein. Er ist gut in sich und seiner Leitungsverantwortung gegründet, weil er in Gott gegründet ist. Gott selbst bezeugt dies: „Mein ganzes Haus ist ihm anvertraut. Mit ihm rede ich von Mund zu Mund, von Angesicht zu Angesicht“ (12,7-8). Als Führer und Teamplayer muss Mose noch einmal tiefer gegründet und gefestigt sein – in einer einsamen Intimität mit dem verborgenen, geheimnisvollen Gott. Von dort her wird alles Umgehen mit den Menschen ein Umgehen mit Gott. Wie ich mit den Menschen in meinem Team umgehe, so gehe ich in Wahrheit mit Gott um!

Ein starkes Beispiel für geistliche Führungsqualität gibt Papst Franziskus. „Fühlen Sie sich von den Angriffen aus dem Vatikan gegen Sie getroffen?“ wurde er gefragt. „Nein. Ich will ehrlich sein: Seit ich zum Papst gewählt wurde, habe ich meinen Frieden nicht verloren. Ich kann verstehen, wenn meine Art, die Dinge anzuge-

hen, manchen nicht gefällt, das ist völlig in Ordnung. Jeder darf seine Meinung haben. Das ist legitim und menschlich und bereichert.“<sup>12</sup> Gottverbundenheit bewährt sich im (betenden) Bewältigen von Konflikten.

Nicht nur in Konflikten, auch im täglichen Entscheidungsdruck sind Leitungsverantwortliche häufig in eine letzte Einsamkeit katapultiert. Auch wenn bei schwierigen Entscheidungen eine fachliche, z.B. rechtliche, finanzielle oder psychologische Beratung und eine geistliche Begleitung zur Unterscheidung der Geister „in das Ganze eingewoben“<sup>13</sup> sind, bleibt am Ende oft doch die einsam zu verantwortende Entscheidung. Bewusst angenommene und geistlich gestaltete Einsamkeit gehört von daher zur Voraussetzung geistlicher Leitung. Je größer die Verantwortung, offensichtlich um so mehr! Mir scheint, diese notwendige, betende Einsamkeit wird heute wenig gewürdigt und gelebt. Wirkt deshalb geistliche Leitung oft angepasst kraftlos bzw. beziehungslos selbstherrlich?

Die Bibel jedenfalls gibt ausführlich Zeugnis davon, wie geistlich Leitende von Abraham über Mose bis zu Jesus und Paulus des geschützten Rückzugs bedurften, des einsamen Zusammenseins mit dem vorausgehenden Gott. „Führungskräfte tauchen ein in die Herausforderungen und das Chaos der alltäglichen Welt, aber sie ziehen sich auch jeden Tag von dieser Welt zurück. In dieser Hinsicht ist gute Führung ebenso spirituell wie weltzugewandt.“<sup>14</sup>

## Auf Gott angewiesen

Zur geistlichen Leitung Berufene sind existenziell angewiesen auf Gott. Zum Hören sind sie berufen: „Jeden Morgen weckt er mein Ohr, damit ich auf ihn höre wie ein Jünger“ (Jes 50,4). Nicht strategisches Kalkül oder psychologische Raffinesse sind da leitend, sondern ein betendes Hören auf die lautlose Führung durch Gottes Geist. Wer hört, schweigt. Er schweigt und lauscht der anderen Art Gottes, die Dinge zu sehen und



anzugehen. Darum unterbricht er in treuer Regelmäßigkeit sich selbst. Wenigstens morgens vor Beginn und abends nach Beendigung seines Dienstes. Denn er ist sich bewusst: meine Gedanken sind nicht schon ungeprüft Gottes Gedanken, und meine Wege sind nicht selbstverständlich Gottes Wege (Jes 55,8). Selbstbewusste Selbstrelativierung ist unverzichtbar. Sie widersteht dem Dämon der Selbstüberforderung. Gott will nie zuviel von mir – Er will mich nur ganz!

Gottes Gedanken und Wege sind oft schmerzhaft anders, aber noch viel öfter angenehm anders als meine Vorstellungen. Für Ignatius ist eine unverzichtbare Eigenschaft des geistlich Leitenden: „dass er sehr mit Gott unserm Herrn verbunden und mit ihm im Gebet und in allen seinen Handlungen vertraut ist“.<sup>15</sup> Bei besonders schwierigen Fragen und Entscheidungen habe ich noch genauer hinzusehen, mich noch ausführlicher zu beraten und noch intensiver als sonst zu beten.

## Aufmerksam für die Anderen

Ob ich für die je andere Weise Gottes aufmerksam bin, bewahrheitet sich in der Aufmerksamkeit für die so anderen Anderen. „Anders Denkende und Empfindende nicht zu verachten oder sie ideologisch abzuwerten, sondern sie zu respektieren und wertzuschätzen, auf sie zu hören mit der geduldigen Bereitschaft zum gegenseitigen Lernen ist in Zeiten der superschnellen Kommunikation und der schnellen und ständigen Erregung ein bleibendes Lernfeld.“<sup>16</sup> Wie leicht kann ich bei der Überfülle an unterschiedlichen Interessen, Typen und Tempi die Geduld verlieren und Entscheidungen herrisch durchsetzen wollen! Ignatius sieht hierin die zweite, unverzichtbare Eigenschaft des Leitenden: „die Liebe zu allen Nächsten und die wahre Demut“. Dazu gehört realistisch „die Großmut, um die Schwächen vieler zu ertragen und um große Dinge im Dienst für Gott

unseren Herrn zu beginnen und in ihnen zu verharren, wann es angebracht ist, ohne bei den Widerständen den Mut zu verlieren – selbst wenn sie von großen und mächtigen Personen ausgingen“.<sup>17</sup> Geistlich Leiten ist mutig dienen, geduldig an der Realität entlang beraten, beten und entscheiden. Wer führt, braucht also Macht, dienende Macht. Er muss widerstrebende Kräfte, die es bei vielen Entscheidungen gibt, in das größere Ganze einbinden. Die gemeinsame Arbeit im Reich Gottes geht nie ohne Widerstände. Leitung bleibt Leitung, auch wenn Verantwortliche diese nicht ergreifen. Doch wer leitet dann? Der Dämon der Angst? Der Verwirrung? Der Mutlosigkeit? Mutlosigkeit ist nie vom Geist Gottes.

## Aufmerksam für das Eigene

Kein Luxus, sondern ebenso notwendig wie das Achten der Anderen ist nach Ignatius die Aufmerksamkeit für die eigenen „leiblichen Kräfte, die die Aufgabe erfordert, um in ihr sein Amt zu Verherrlichung Gottes unseres Herrn ausführen zu können“<sup>18</sup>. Der Leitende achte „auf die Behandlung seines Leibes, dass er nicht in Mühen und zu großer Härte zu sehr das Maß überschreite“. Gleiches gilt für die Achtung der eigenen seelischen Kräfte. Ein geistlich Leitender sollte „jemanden haben, der verpflichtet ist, ... ihn mit der geschuldeten Bescheidenheit und Demut auf das hinzuweisen, wovon er meinte, es würde bei ihm zu größerem Dienst und größerer Verherrlichung Gottes gereichen; sei es ein Beichtvater oder jemand anders, ... wie es für diesen Zweck angebracht zu sein scheint“<sup>19</sup>. Psychologische und geistliche Begleitung sind also ratsam – nicht erst, wenn der Zusammenbruch droht.

## Sündenfreie Leitung?

Wer in diesem Sinne seiner selbst bewusst leitet, kennt die Schwachstellen der eigenen Person: die Neigung zum Laissez-faire,

zur Ungeduld oder zum Bevormunden, zu lange zuzuhören oder zu viel zu reden etc. Wer verantwortlich leitet, begegnet der Versuchung, die Leitung zu missbrauchen: z.B. zur Selbstdarstellung oder zur Durchsetzung eigener Interessen. Beständig hat er sich die Frage zu stellen: Um wen geht es mir? Um das Reich Gottes? Um mich selbst? Für oder gegen diese und jene Personen? Ohne beständige Gewissenserforschung zu leiten ist unverantwortlich. Auch dazu bedarf es des einsamen Rückzugs. Denn im Gemenge des Tages fehlt die Distanz für den weiteren, tieferen Blick. Auseinandersetzungen, Verwicklungen, Übertragungen, Vorurteile und Kurzschlussreaktionen sind an der Tagesordnung. Ignatius zielt an: „von Leidenschaften frei sein, damit sie nicht innerlich das Urteil der Vernunft stören“<sup>20</sup>. Wem der zeitweise Rückzug in die Einsamkeit fehlt, der wird leicht seine eigenen Interessen durchsetzen wollen. Doch Leitung ist für andere da! „Jeder bedenke“, rät Ignatius, „dass er in allen geistlichen Dingen soviel Nutzen haben wird, als er aus seiner Eigenliebe, seinem Eigenwillen und Eigeninteresse herausginge.“<sup>21</sup> Genau hier setzte schon bei Jesus der Versucher an! Um ihm „Auge in Auge“ zu begegnen und zu widerstehen, zog auch er sich für eine gewisse Zeit zurück.

In der ersten Woche der 30tägigen ignatianischen Exerzitien sind die Gewissenserforschung und die Selbsterkenntnis als Sünder zentral. Sowohl die gemeinsame Gewissenserforschung mit der römischen Kurie (am 22.12.2014) wie auch das persönliche Bekenntnis des Papstes, ein Sünder zu sein, riefen erstaunliche Aufmerksamkeit, ja Aufregung hervor. Ist der im Lichte Gottes kritisch prüfende Blick auf sich selbst in geistlicher Leitung wie auf die anvertraute Gemeinschaft so aus der Übung gekommen? Was oberflächlich von allen bejaht wird (ein Sünder zu sein), ist das kirchlichen Leitungsverantwortlichen als existenzielle Erfahrung fremd? Freundliche, dienende Kritik (zuerst sich selbst gegenüber) gehört doch unverzichtbar zur Leitung!

Leitung ist keine sündenfreie Zone. Im Gegenteil. Und wer als Führungsperson seine Versuchungen und Sünden ausblendet oder abspaltet, wird sich erst recht an sich selbst und an anderen versündigen.

Die „Seelsorgestudie“ von 2015 gibt diesbezüglich Anlass zur Sorge: „52 Prozent der Priester gehen (nur) jährlich (oder seltener) zur Beichte; dies gilt entsprechend für 78 Prozent der Diakone, 92 Prozent der Gemeindeferenten und 87 Prozent der Pastoralreferenten.“<sup>22</sup>

Papst Franziskus sieht die geistlich Leitenden viel stärker herausgefordert: Die das Gottesvolk Führenden „waren Menschen, die Raum für den Zweifel ließen. Vor Gott bleibt nichts anderes als die Demut, und wer ein Führer im Volk Gottes sein möchte, muss Gott Raum gewähren; sich demzufolge klein machen, sich in sich selbst an den Zweifel schmiegen, an die inneren Erfahrungen der Dunkelheit, des Nicht-Weiterwissens. All dies wird ihn schließlich reinigen. Der schlechte Führer ist der Selbstsichere, der Halsstarrige. Eine seiner Eigenschaften ist es, aufgrund seiner Selbstsicherheit übermäßig präskriptiv (vorschreibend) zu sein. Nach einer Prüfung sieht man die Dinge mit anderen Augen, macht Fortschritte im Verständnis. Die Demut garantiert dafür, dass der Herr anwesend ist. Wenn jemand selbstzufrieden ist, wenn er sämtliche Antworten auf sämtliche Fragen hat, ist das ein Beweis dafür, dass Gott nicht mit ihm ist. Die Überheblichkeit ist ein auffälliges Kennzeichen in allen falschen Propheten, in den fehlgeleiteten geistlichen Führern, die das Religiöse für ihr eigenes Ego benutzen.“<sup>23</sup>

Erkennen und Bekennen befreit. Beherzt eingestandene Schwäche relativiert sich, verbindet sich, weitet das Herz, lässt bei aller Verantwortung fehlerfreundlich und heiter sein. Mit Hanns Dieter Hüsch gesprochen:

*„Im übrigen meine ich  
 Möge uns der Herr weiterhin  
 Zu den Brunnen des Erbarmens führen  
 Zu den Gärten der Geduld  
 Und uns mit Großzügigkeitsgirlanden  
 Schmücken  
 Er möge uns weiterhin lehren  
 Das Kreuz als Krone zu tragen  
 Und darin nicht unsicher zu werden  
 Soll doch seine Liebe unsere Liebe sein  
 Er möge wie es auskommt in unser Herz  
 eindringen  
 Um uns mit seinen Gedankengängen  
 Zu erfrischen  
 Uns auf Wege zu führen  
 Die wir bisher nicht betreten haben  
 Aus Angst und Unwissenheit darüber  
 Dass der Herr uns nämlich aufrechten  
 Ganges  
 Fröhlich sehen will  
 Weil wir es dürfen  
 Und nicht nur dürfen sondern auch müs-  
 sen  
 Wir müssen endlich damit anfangen  
 Das Zaghafte und Unterwürfige abzu-  
 schütteln  
 Denn wir sind Kinder Gottes: Gottes Kin-  
 der!  
 Und jeder soll es sehen oder ganz erstaunt  
 sein  
 Dass Gottes Kinder so leicht und fröhlich  
 sein können  
 Und sagen: Donnerwetter ...“*

- <sup>5</sup> Christoph Jacobs, ebd. 549-559.
- <sup>6</sup> Martin Buber, Biblisches Führertum, in: Werke 2. Bd. München 1964, 914.
- <sup>7</sup> Sören Kierkegaard, zit. nach: Henri Boulad, Sturm und Sonne, Christus als Stein des Anstoßes in Europa. Salzburg-Wien 2010, 89.
- <sup>8</sup> Papst Franziskus, Ansprache bei der 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode, in: Arbeitshilfen Nr. 276, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2015, 29.
- <sup>9</sup> Evangelii Gaudium 31.
- <sup>10</sup> Ignatius von Loyola, Gründungstexte der Gesellschaft Jesu, Deutsche Werkausgabe Bd. 2. Würzburg 1998, 798.
- <sup>11</sup> Martin Buber, Moses, in: Werke 2. Bd. München 1964, 89.
- <sup>12</sup> Ebd. 173f.
- <sup>13</sup> Papst Franziskus, „Ich kenne auch die leeren Momente“, in: DIE ZEIT vom 09.03.2017, 15.
- <sup>14</sup> Bischof Reinhold Stecher, Integrieren und motivieren, in: Herderkorrespondenz 10/1993, 513.
- <sup>15</sup> Chris Lowney 99.
- <sup>16</sup> Ignatius von Loyola, Gründungstexte 798.
- <sup>17</sup> Stefan Kiechle, Grenzen überschreiten, Papst Franziskus und seine jesuitischen Wurzeln, Ignatianische Impulse Bd. 67. Würzburg 2015, 57.
- <sup>18</sup> Ignatius von Loyola, Gründungstexte 800.
- <sup>19</sup> Ebd. 801.
- <sup>20</sup> Ebd. 808.
- <sup>21</sup> Ebd. 799.
- <sup>22</sup> Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen. Würzburg 3. Aufl. 2003, 87.
- <sup>23</sup> Überraschend zufrieden bei knappen Ressourcen. Herderkorrespondenz 6/2015, 297.
- <sup>24</sup> Papst Franziskus, Über Himmel und Erde, München 2013, 47-49.
- <sup>25</sup> Nikolaus Schneider (Hg.), Hanns Dieter Hüsch, vergnügt, erlöst, befreit. Berlin 2016, 26.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Christoph Jacobs, Moses: Führen als Berufung, Skizzen zu einer Führungsspiritualität, in:
- <sup>2</sup> U. Meier and B. Sill (Hg), Führung. Macht. Sinn. Ethos und Ethik für Entscheider in Wirtschaft, Gesellschaft und Kirche. Regensburg 2010, 549-559.
- <sup>3</sup> Vgl. Chris Lowney, Franziskus – Führen und Entscheiden. Was wir vom Papst lernen können. Freiburg 2015, 110.
- <sup>4</sup> Ebd. 44.

# Jugendverbände

## Ihr Beitrag zum Kirche-Sein der Kirche

---

Die verfasste Kirche mit ihrer Glaubensüberlieferung und ihrem Sendungsauftrag steht in unseren Zeiten vor der Herausforderung, sich angesichts der Umbrüche – Abbrüche und Neuaufbrüche gleichermaßen – nach innen wie nach außen neu zu verständigen und in Treue zu ihrem Gründungsimpuls zukunftsorientiert aufzustellen.

Dies geschieht in diözesanen Pastoralprozessen, in Überlegungen zur aktuellen Bedeutung des Religionsunterrichts, im Ausloten von Auftrag und Profil christlicher Sozialeinrichtungen und anderem mehr. All dies lässt sich hoffnungsfroh unter der Überschrift „Kirchenentwicklung“ zusammenfassen.

Eine Wirklichkeit der Kirche sind auch die Verbände – freie Zusammenschlüsse von Christinnen und Christen, anlass- oder personenbezogen gegründet. Zumal in ihrer spezifischen, deutschen Tradition gehören sie ohne Frage ins Stammbuch der jüngeren Kirchengeschichte.

Aber auch vor den Verbänden kennt die Herausforderung unserer Zeit keine Gnade. Und so stellen sich auch in den Verbänden nicht nur die Fragen: „Wie können wir uns angesichts der Veränderungen neu aufstellen? Und was ist unser Weg in die Zukunft?“ Sondern auch: „Was ist überhaupt unsere Zukunft?“

Hinsichtlich der katholischen Jugendverbände, um die es in diesem Beitrag geht, hat die Hauptversammlung des Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) im Jahr 2015 unter dem Schlagwort „Theo-

logie der Verbände“ seine Antwort dazu vorgelegt. Der Text trägt die Überschrift „Der Anteil der Verbände an der Sendung der Kirche“ (vgl. [www.bdkj.de/themen/theologie-der-verbaende](http://www.bdkj.de/themen/theologie-der-verbaende)).

Darum wird es auch in diesem Beitrag gehen. Mein persönlicher Bezug ist keineswegs eine biographische Verbandssozialisation, die mich zu einem eingefleischten und eingeschworenen Verbändler machen würde, der nur schwer davon zu überzeugen wäre, dass das mit den Jugendverbänden zwar in Ordnung, aber nicht länger relevant ist. Aber in meiner Zeit als Geistliche Verbandsleitung des Schülerinnen- und Schülerverbands KSJ (Katholische Studierende Jugend) im Bistum Münster in den Jahren 2007-2012 haben sich uns diese genannten Fragen gestellt. Und zwar direkt mit der Anschlussfrage: „Was machen wir nun?“

Seit einigen Jahren als Pastoralberater mit der Begleitung und Beratung in der Kirchenentwicklung tätig (siehe [www.kirchenentwicklung.de](http://www.kirchenentwicklung.de)), sind Verbände immer mal wieder Thema oder Klienten in der Beratung gewesen. Die Einladung als Impulsgeber beim „Thementag Jugendverbandsarbeit“ in das Referat Jugend im Erzbischöflichen Generalvikariat Hamburg führte nun zu dieser Ausarbeitung.

## 1. Wie steht es um die konstitutiven Prinzipien der katholischen Jugendverbandsarbeit?

Mit den Schlagworten „Katholisch – Politisch – Aktiv“ umschreibt der BDKJ das Profil katholischer Jugendverbandsarbeit. Schauen wir uns in einem ersten Durchgang die Begriffe einmal an, um nach dem Charme zu schauen, den katholische Jugendverbände im Konzert kirchlicher Wirklichkeit haben. Beginnen wir damit, womit man Jugendverbände schnell assoziiert: dem Aktiven.

## 1.1 Aktiv ...

Spiel- und Spaß-Wochenenden, Ferienlager, aktive Hilfsdienste in der Pfarrei, 72-Stunden-Aktion – solcherart sind die Dinge, die vor Augen kommen, wenn man an katholische Jugendverbände denkt. Stimmt ja auch.

Aber Vorsicht. Man sollte das nicht – mit einer Erwachsenenperspektive und milde lächelnd – als Phänomen einer umtriebigen Adoleszenz abtun. Denn „Aktiv“ meint nicht verkürzt Aktionismus und „Action“. Aktiv meint Lebendig, Aktiv meint Bewegung, Aktiv meint Unterwegs-Sein.

Es wäre zu kurz gegriffen, wenn man die Aktionen der Jugendverbände nur als freizeitpädagogische Pausenfüller versteht oder nur als etwas Anderes als Schule. Es geht um Bildung, es geht um Weltaneignung. Es geht darum, dass junge Menschen Kontakt zu sich selbst bekommen, zu ihren Möglichkeiten, sich und die Welt zu entdecken und in Mitverantwortung zu gehen. Geistlich formuliert: sich das Bild anzueignen, dass Gott in Liebe, Barmherzigkeit und mit Wachstumspotential von jedem Menschen hat und das Bild mitzugestalten, das wir als Christinnen und Christen von dieser Welt haben, da sie Schöpfung Gottes ist.

Das passiert auf eine kind- und jugendgerechte Art und Weise, ja. Aber was soll daran verwerflich oder falsch sein, wenn es doch um den Aufbau des Reiches Gottes geht? Drunter, das sei auch allen Jugendverbändlern gesagt, geht es nicht.

## 1.2 ... und dabei politisch ...

Katholische Jugendverbände verstehen sich sehr bewusst als Teil der „Polis“, als Teil der gesellschaftlichen Bürgerschaft. Dies zeigt sich in ihrer Organisationsform, die auf demokratisch legitimierten Ämtern und breiter Partizipation besteht. Es zeigt

sich auch durch eine Kontaktaufnahme zu den gesellschaftlichen Kräften in Politik und Wirtschaft, von denen Meinungen erfragt und eigene Meinungen eingebracht werden.

Das ist aber nicht ein verlängerter Arm der Bürgergesellschaft in die Kirche hinein (obwohl die Jugendverbände deswegen in den Gremien der kommunalen Kinder- und Jugendpolitik ein Vertretungsrecht haben). Es ist eine Ausdrucksform des Weltendienstes der Kirche an der Gesellschaft, in Zeitgenossenschaft zu ihren Themen und Anliegen. Hier haben die Jugendverbände (wie die Verbände insgesamt) ein Alleinstellungsmerkmal in der verfassten Kirche. Denn das können aufgrund ihrer eigenen Verfasstheit nur sie. Gäbe es die Jugendverbände nicht, niemand würde ihren Platz einnehmen können.

Der Grund für das politische Engagement katholischer Jugendverbände liegt aber nicht in den „Mächten der Welt“, sondern im Zeugnis. Und alle, die sich als Lobbyisten für die Anliegen von Kinder und Jugendlichen in der Politik verstehen, tun dies nicht nur, weil die Kinder und Jugendlichen noch nicht mündige Bürger, sondern mindestens ebenso, weil sie Kinder Gottes sind. Das wäre zumindest die richtige Haltung.

Und noch etwas profiliert die katholischen Jugendverbände mit Blick auf das „politisch“ innerhalb lebendiger Kirchlichkeit: Die Jugendverbände vermögen es, Milieugrenzen zu erweitern. Von ihnen werden Kinder und Jugendliche angesprochen, die andere Weisen kirchlicher Kinder- und Jugendarbeit – zum Beispiel Messdiener oder Chöre – nicht erreichen. Die SINUS-Jugendstudien der letzten Jahre führen zwar klar vor Augen, dass keine Wunder geschehen. Auch die Jugendverbände erreichen im Blick auf die Milieukarte nicht völlig andere Milieus, aber sie erreichen die Grenzgebiete der „typisch kirchlichen“ Milieus zu anderen Milieus. Immerhin. Und deswegen darf das auch benannt sein.

So kommt es, dass sich zum Beispiel neokonservative Politikstudenten in einem katholischen Jugendverband mit der Kirche verbunden fühlen oder sozial abgehängte Kinder und Jugendliche bei der 72-Stunden-Aktion im Pfarrgarten mitmachen, ohne sich dabei uncool zu empfinden.

### 1.3 ... auf katholische Art und Weise

Den katholischen Jugendverbänden begegnet der latente Vorwurf, sie seien nicht kirchlich genug. Polemisch formuliert: Wird auch genug gebetet? Sind die Mitglieder auch alle Kirchgänger? Und was da für Typen teilweise rumlaufen!

Die Katholizität der Verbände lässt sich aber nicht an einer quantitativen oder qualitativen Menge an „frommem Tun“ oder „religiösem Zeug“ festmachen. Die Geistliche Verbandsleitung ist auch kein Quotenmensch für die Kirchlichkeit. Denn die Katholizität der Verbände ist nicht weniger als der Begründungszusammenhang für die eigene Existenz. Ein Jugendverband, der sein Katholisch-Sein als „Sparte“ neben dem Aktiven und Politischen versteht, hat etwas nicht verstanden. Die Katholizität ist substantiell. Im wahrsten Sinne allumfassend.

Zwei Szenen aus der Apostelgeschichte illustrieren, welche Haltung gemeint ist: Petrus vor dem hohen Rat (Apg 10) und Paulus auf dem Areopag (Apg 17) sind beide „aktiv, politisch, katholisch“. Sie verkünden durch konkretes Tun den auferstandenen Christus innerhalb einer spezifischen gesellschaftlichen Situation mit dem Ziel, etwas zu verändern. Auch Petrus und Paulus haben ihren Begründungszusammenhang nicht aus sich selbst heraus. Was sie tun, tun sie nicht für sich, sondern für die Verkündigung und Verwirklichung des Glaubens. Solcherart den Jugendverbänden ein Legitimierungsproblem ihrer Kirchlichkeit zu unterstellen, wird ihrer Katholizität nicht gerecht. Was nicht heißt, dass sie das

Potential dessen schon immer genug heben.

Bringen wir es zum Abschluss dieses Durchgangs auf einen Satz: Katholische Jugendverbände sind aktiv und dabei politisch auf katholische Art und Weise. Das ist die Weise ihrer Kirchlichkeit, dessen Beitrag zur Sendung der Kirche wir später noch vertiefen. Schauen wir zunächst nach außen, auf den Kontext, in dem sich katholische Jugendverbandsarbeit zu bewegen und – diese Wertung sei vorweggenommen – zu bewähren hat.

## 2. Das Verbandsprinzip in der Krise

### 2.1 Verband-Sein in posttraditioneller Gesellschaft

Der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen. Er braucht Bezugspersonen für Überleben und Entwicklung. Er sucht Sicherheit, Rückhalt, Bestärkung bei anderen Menschen. Aus sozialen Urformen wie Clan und Stamm hat sich die heutige, komplexe Gesellschaft herausgebildet.

Im 20. Jahrhundert, zur Zeit der Industrialisierung und Mobilisierung, der Abwanderung von Familienmitgliedern in die Städte und der daraus folgenden Auflösung familiärer Bezugssysteme, stellen die Verbände eine neue Sozialform dar. Was an einigen Hot-Spots begann, wurde flächendeckend zu einer neuen Weise der Gemeinschaft, anders nämlich als Zusammenschlüsse in Ständen oder wissenschaftlich-weltanschaulichen Zirkeln. In den Verbänden schlossen sich diejenigen zusammen, die in ähnlicher Weise den sozialen Herausforderungen der Zeit begegnen mussten, um sich aneinander zu stärken und miteinander Verbesserungen zu erreichen.

Auf was für eine gesellschaftliche Realität treffen die Verbände aber heute? Soziologen sprechen von einer posttraditionellen

Gesellschaft. Die bisherigen Sozialformen werden neu konfiguriert. Vergemeinschaftung passiert nicht, sondern ergibt sich. Sie ist nicht konstitutiv, sondern situativ. Gradmesser ist die Relevanz.

Den katholischen Jugendverbänden stellt sich die Herausforderung, ein attraktives Angebot zu machen. Dies ist durchaus darstellbar:

- Zum einen durch das Einstellen auf situative Vergemeinschaftung. Zu klärende Fragen z.B. nach der Bedeutung von Mitgliedschaft und die Mittelfinanzierung sind lösbar. Das innere Bild der unhinterfragbaren Bindung an einen Verband müsste enteist werden. Und man könnte über einen wirkungs- statt mitgliederbezogenen Grundbetrag und Projektfinanzierung nachdenken.
- Zum anderen durch die Herausbildung einer Markengemeinschaft. Verbände wie die Pfadfinder, die Schönstattjugend oder die DKJ zeigen, dass ein Markenauftritt möglich ist. Es gibt auch erlernbare Techniken dafür. Mut zur Erkennbarkeit wäre ein Anfang.

## *2.2 Passt Jugendverbandsarbeit in die Lebenswirklichkeit von Kindern und Jugendlichen?*

Die bereits angesprochene Grenze der Erreichbarkeit außerhalb klassisch kirchlicher Milieus gilt es zu akzeptieren, keine Luftschlösser zu bauen. Kirchliche Jugendarbeit hat „Marktlücken“ und die katholische Jugendverbandsarbeit erreicht nur einen Teil des Teils. Für die anderen braucht es anderes. Aus einem Tiger kann man keinen Elefanten machen, aber man kann einen Tiger in eine bestmögliche Umgebung bringen. Meint: Die Chance, ein Jugendverband sein zu können, gilt es zu lieben und mit gutem Selbstwertgefühl zu gestalten, anstatt davon zu träumen, anders zu sein. Das Wort an Mose in

Exodus 3,5 aufgreifend gilt: Der Boden, auf dem die katholischen Jugendverbände stehen, ist Gott heilig.

Zwei weitere Gesichtspunkte seien benannt:

- Die nachwachsende Generation wird als „Generation Why“ bezeichnet. Die Suche nach festen Antworten auf lebensdeutende Fragen ist nicht erstrebenswert. Für die komplexen und konfuse Erlebnisse der Zeit gibt es keine umfassende Geschichte, Lebensgestaltung ist flexibles und situatives Agieren.
- Ein zweites Schlagwort lautet „Generation Share“. Für junge Menschen ist „Zugriff auf“ wichtiger als „Besitz von“ – man denke nur an digitale Mediendienste. Da prinzipiell alles zur Verfügung steht, macht sich Status nicht am „Haben“ fest. Auch in den sozialen Beziehungen werden Bindungen, nicht zuletzt der Eltern, als labil und durchaus positiv veränderbar erlebt.

Katholische Jugendverbände können auf solche Umstände reagieren, indem sie situativ erfahrungsbezogene Sinnangebote machen. Aber dafür gibt es kein Patent. „Probieren – Auswerten – Erfolge wahrnehmen – Lustvoll scheitern“ wird hier zu einem Kreislauf der Verbandsentwicklung. Flexibilität ist der neue Standard. Die Erwartungshaltung der grundsätzlichen Legitimierung einer Verbandsidee gilt es abzulegen.

Es gibt also nicht grundsätzlich ein Problem der Adaption von Inhalten katholischer Jugendverbände – wenn es nicht doch heimlich eigentlich um bestimmte Inhalte geht, die Kindern und Jugendlichen „untergeschoben“ werden sollen. Es gibt auch nicht grundsätzlich ein Problem der Anschlussfähigkeit an die Jugendverbandskultur, wenn neue Leute wirklich den Verband auf ihre Weise mit- und weitergestalten dürfen.

So muss durchaus gesagt sein: Ja, das Verbandsprinzip ist in der Krise – aber das bedeutet wortgetreu nicht „in Endzeit“, sondern „in einer Zeit der Unter- und Entscheidung“. Kriterium sollte sein, dass nicht der Verband als Idee, sondern die Idee des Verbands zum Ausgangspunkt für Veränderungs- und Erneuerungszyklen gemacht wird.

### **3. Der Beitrag der katholischen Jugendverbände zum Kirche-Sein der Kirche**

Nachdem nun einiges auf unserer Entdeckungstour eingesammelt wurde, lässt sich schauen, was das ergibt. Drei Dinge sind es, die sich m.E. als Beitrag der katholischen Jugendverbände zum Kirche-Sein der Kirche benennen lassen:

1. *Jugendverbände sind voraus.* Der „Spürsinn des Gottesvolkes“ (LG 12) ist bei den jungen Christinnen und Christen in den katholischen Jugendverbänden nicht inaktiv. Das biographisch bedingte Sensorium und Laboratorium für gesellschaftliche, soziale und politische Entwicklungen ist ein nicht zu unterschätzender Entwicklungsimpuls für die gesamte Kirche. Wer wissen will, worauf es in der „Koppelung“ der Kirche an die Zeichen der Zeit (vgl. GS 4) ankommt, kommt an den Jugendverbänden nicht vorbei – oder will es nicht wissen.
2. *Jugendverbände sind außen.* Katholische Jugendverbände wirken nicht im „Stammland“ kirchlicher Milieus, das ist wahr. Man mag das bedauern oder nutzbar machen. Papst Franziskus betont wiederholt, wie wichtig es ist, an die Ränder zu gehen. Er erinnert an Jesus, der genauso im Tempel lehrte wie vor den Stadttoren heilte. Indem der Papst auch selber „an die Ränder“ geht, holt er anders nicht einholbare Erfahrungen in die Kirche hinein. Wie fruchtbar wäre also auch ein Dialog mit den katholischen Jugendverbänden in diesem Sinne. Jugend-

verbände gehören nicht „belehrt“ oder zur Mitte „bekehrt“, sondern ihnen gehört zugehört. Jesus wirkt auch in ihnen.

3. *Jugendverbände sind frei.* Die übliche Verfasstheit der Jugendverbände als eigenständige Vereine ermöglicht ein hohes Maß an Selbstständigkeit. Die Bindung an die formale Organisation von Kirche ist lose, wengleich das Gegengewicht z.B. der finanziellen Unterstützung durch die Bezuschussung von Teilnehmertagen und die Freistellung von pastoralem Personal zur Mitarbeit eine Abhängigkeit schafft. Aber ganz (r)einholen lassen sich Verbände eben nicht. Diese Unabhängigkeit sichert eine aus organisationsentwicklerischer Sicht sinnvolle, stetig bleibende leichte Irritation der verfassten Kirche: Was und wo Kirche ist, lässt sich nicht „amtlich besiegeln“. Im Schauen auf den Geist, der weht, wie und wo er will, ist zumindest nicht auszuschließen, dass Jugendverbände auch in ihrer Organisationsform ein Vorbild für die verfasste Kirche sein könnten. Man denke nur an die Erfahrungen mit Synodalität, Partizipation und Charismenorientierung in den Verbänden.

### **4. Wie kann die Integration der katholischen Jugendverbände in der Kirche befördert werden?**

Integration? Moment. Jugendverbände sind Teil der Kirche – Aktiv und dabei politisch auf katholische Weise. Wenn das nicht so wahrgenommen wird, liegt das vielleicht gar nicht an einer irgendwie falschgelaufenen Verbandslogik, sondern am Kirchenbild. Denn ob die katholischen Jugendverbände Teil an der Sendung der Kirche haben, liegt halt auch daran, was man unter Kirche versteht.

Für die Verbands- und Kirchenentwicklung gleichermaßen lassen sich summierend zwei Impulse benennen:



1. *Das Kirche-Sein von Verbänden unterstützen.* Die verfasste Kirche verliert nichts, wenn sie die Jugendverbände in ihr mentales Modell von Kirche integriert. Sie gewinnt eher etwas, nämlich eine Weite an Orten und Gestalt. Das gelingt, indem die Bedeutung von Pfarrei und Gemeinde unterschieden werden und eine Pfarrei als „Gemeinschaft von Gemeinden – ein Leib mit vielen Gliedern“ anstatt als „Pfarrfamilie – alles hängt miteinander zusammen“ verstanden wird. Verbände sind dabei eine Form von Personalgemeinde (= Gründung durch gezielten Wahl der Personen, dieser Gemeinde zugehören zu wollen) gleichberechtigt neben der territorialen Gemeinde (= Gründung durch den Zusammenschluss von Gläubigen innerhalb einer Wohnstruktur). Sie haben keine Sonderrolle, aber eine eigene Position neben der Ortsgemeinde, Klöstern, sozialen Einrichtungen etc. Und das ist gut so.

2. *Das Gemeinde-Sein in Verbänden heben.* Es ist ja nicht so, dass in den Jugendverbänden alle Kinder und Jugendlichen darauf warten, endlich Gemeinde sein zu dürfen. Ein Entwicklungsimpuls in den Verband hinein ist nicht von der Hand zu weisen und die Veränderung nicht trivial. „Auf katholische Weise“ heißt ja, wie dargelegt, nicht, die Kirchlichkeit irgendwie zu versorgen, sondern den gesamten Begründungszusammenhang der Verbandsaktivitäten in der lebendigen Christusbeziehung zu sehen. Das ist für einen katholischen Jugendverband genauso unabdingbar wie für den Pfarreirat, die Dienstgemeinschaft einer Pfarrei, dem Kita-Team oder der Jugendband. Man spricht ja auch einer Runde von Fußballern fußballerische Ambitionen ab, wenn man weiß, dass die sich eigentlich treffen, um miteinander ein Bierchen zu trinken. Nicht, dass das verwerflich wäre, aber nennen wir es dann nicht Fußball. Wobei: Kindern und Jugendlichen in einem

Jugendverband nun zu sagen, dass sie Gemeinde sind, löst wahrscheinlich unmittelbare Flucht Tendenzen aus. Aber es geht ja nicht darum, „frommer“ zu werden. Oder das „K“ im Verband zu stärken (im Wort „Verband“ gibt es auch gar kein „K“). Nein, der Beginn ist, junge Menschen zu stärken, damit sie sich als Gottes geliebte Kinder verstanden wissen. Bibel und Kirchengeschichte sind voll von Erzählungen, was das bei Menschen ausgelöst hat. Und die Kirche hütet diese Erfahrungen wie ein Schatz, weil sie ihre eigene Existenz solchen Erfahrungen verdankt.

## Kirche anbieten

Eine Woche lang haben Studierende aus Detmold die Kirche St. Michael in Köln verändert. Ein Praxisbericht über die Möglichkeit, Menschen Kirche anzubieten und Kirche neu zu denken.

„Füße nicht auf die Kniebank!“ „Altarraum nicht betreten!“ „Keine eigenen Kerzen anzünden!“ Solche oder ähnliche Verbotsschilder finden sich oft in unseren Kirchenräumen. An Verbotsschildern mangelt es in unseren Gotteshäusern nicht. Auch auf das Äußere muss der Kirchenbesucher achten. Männer dürfen keine Kopfbedeckung und kurze Hosen tragen und Frauen müssen darauf achten, dass die Schultern nicht frei sind. Für jede Regel mag es gute Gründe geben. Grundsätzlich vermitteln die kleinen und großen Hinweisschilder dem Besucher eine eindeutige Botschaft: „Du betrittst fremdes Terrain. Dies hier ist unsere Kirche, nicht Deine. Hausrecht haben wir – nicht Du!“

Die Pfarrgemeinde St. Gereon versucht mit dem Projekt „Art & Amen“ in der Kirche St. Michael eine andere Haltung zu vermitteln. Wir bieten diese Kirche im Belgischen Viertel mitten in Köln an. Wir bieten die Kirche den Menschen an, die Lust daran haben, diesen Kirchenraum zu ihrer Kirche zu machen und selbst ein Angebot zu machen.

Auf hervorragende Weise haben das Professoren und Studierende der Detmolder Schule für Architektur an der Hochschule Ostwestfalen-Lippe im Januar 2017 umgesetzt. Im Rahmen der Passagen, einem Design-Event zur Möbelmesse in Köln, wurde die Kirche St. Michael zu einem anderen Ort und hat gerade so ihre Bestimmung neu entfaltet.

Vorrausgegangen war eine intensive Kommunikation zwischen Köln und Detmold. Bei drei Ortsterminen erkundeten die Studenten den Raum, fotografierten Details, machten Tonproben. Bei diesen Begehungen entwickelten sich intensive Gespräche über die Möglichkeiten und Grenzen, einen Kirchenraum temporär zu verändern, die auch für uns, die wir diesen Kirchenraum fast täglich nutzen, neue Fragestellungen mit sich brachten.

Nach vier Monaten Planungszeit startete das siebentägige Festival „amkastentrassen“, das durch die Kategorien „Sound, Space, Image“ geprägt war.

An unterschiedlichen Orten wurden Interventionen im Kirchenraum vorgenommen.

### Einige Beispiele

Im Wasser des Taufbeckens spiegelt sich das Antlitz eines Menschen in vier wechselnden Gesichtsausdrücken. Dies wird möglich durch eine aufwendige Projektion von oben in die Mitte des Taufbeckens.

Der große Kirchraum wurde durch die Platzierung von acht großen Holzkuben auf den Kirchenbänken räumlich verändert. So entstand im Mittelgang ein neuer Raum, der Behaglichkeit oder Enge vermittelte.

Vor dem Altar hängt an einem dünnen Faden ein weißes Seidentuch. Unter dem Seidentuch stehen im Kreis sieben kleine Ventilatoren, die in unregelmäßigen Abständen starten und das Seidentuch in Bewegung bringen. Die Künstlerin Kristina Paulsen nennt diese Installation nur „Mary Magdalena“. Als Begleittext liegt Lukas 8,2 mit der Erwähnung, dass aus Maria Magdalena sieben Dämonen ausgetrieben wurden.

An der Seite steht ein großer Holzkasten, von dessen Decke zahlreiche kleine Smartphone-Kopfhörer hängen. An jedem Kopfhörer kann der Zuhörer eine Schöpfungsgeschichte hören – nicht nur biblische.

Auf der gegenüber liegenden Seite bestimmen Telefonhörer die Installation: „Loss of Empathy“. Im Beichtstuhl, dort wo

sonst der Priester die Sünden der Beichtenden hört, hängen sieben schwarze Telefonhörer, jeder Hörer für eine der sieben Todsünden.



© Sandra Jaeger

In der Krypta ist eine Gebetsszene aufgebaut. Der Besucher, die Besucherin kann sich auf eine Bank knien und die Hände wie beim Gebet in einen Kupferring legen. Sobald die Hände in die Nähe des Rings kommen, erklingt Musik und abstrakte Bilder werden in die Apsis geworfen. Die betenden Hände bewirken unmittelbar etwas.

Nur fünf der zahlreichen Inszenierungen und Installationen, mit denen die Studen-

ten und Studentinnen den Kirchenraum veränderten. Auffallend dabei: Obwohl es von unserer Seite keine inhaltlichen Vorgaben gab, besetzten die Studierenden die Kirche mit den Themen, die genau da ihren Ort haben.

Sie näherten sich dabei kreativ und spielerisch besonders den Themen, die eigentlich ureigene Anliegen kirchlicher Verkündigung sind, aber im pastoralen Alltag eher umgangen werden, wie z.B. die sieben Todsünden.

Für eine Woche wurde die Kirche St. Michael dank der künstlerischen Eingriffe zu einem ungewohnten Ort. Die Kirche war Bestandteil eines großen Events. Auch deswegen kamen tausende Menschen nach St. Michael. Sie begegneten nicht dem, was sie sonst in einer Kirche erwarten. Das gelang auch deswegen, weil „wir mal andere haben machen lassen“. Dies ist kein Eingeständnis eigener Schwäche oder der eigenen Unfähigkeit, sondern Ausdruck von Schöpfungstheologie: „Die Anerkennung des Anderen als Zurücknahme seiner selbst ist alles andere als defensiv; sie ist vielmehr ein gebender, Leben ermöglichender, ja schöpferischer Akt“ (Knut Wenzel). Indem die verfasste Kirche ihre Kirchen auch anderen überlässt, gelingt ihr ein nicht zu unterschätzender Dienst an der Gesellschaft. Sie öffnet Räume der gegenseitigen Anerkennung.

Vielleicht sollten demnächst in unseren Kirchen andere Schilder hängen. Vielleicht einfach ein Schild mit dem Hinweis: „Dies ist Deine Kirche – mach was draus!“

# Wer sind eigentlich diese Religionslehrer?

## Untersuchungen zur Genese eines Berufsbildes

---

### 1. Vor-Urteile über den Beruf des Religionslehrers

Das Berufsbild des Religionslehrers<sup>1</sup> steht schon seit längerer Zeit im Blickpunkt sowohl des wissenschaftlichen als auch des vorwissenschaftlichen Interesses. In einer Kultur, in der die Verbundenheit mit Kirche und Religion zurückzugehen scheint, wird dem Religionslehrer nicht nur von kirchlicher Seite eine besondere Bedeutung zugeschrieben. Er vertritt für viele Beobachter heute die einzige und häufig auch die letzte Position, mit der sich, insbesondere im Hinblick auf die nachwachsende Generation, die Chance auf eine kontinuierliche und methodisch reflektierte Erschließung religiöser Erfahrungsräume verbindet.

Es überrascht nicht, dass dieses Interesse inzwischen auch die Studierenden erreicht hat, die sich auf den Beruf des künftigen Religionslehrers vorbereiten. Während früher in erster Linie danach gefragt wurde, wie die fertig ausgebildeten Lehrkräfte ihrer beruflichen Aufgabe gerecht werden, rückt in jüngerer Zeit verstärkt die Frage in den Blick, wie künftige Lehrkräfte auf diese verantwortungsvolle Aufgabe in angemessener Weise vorbereitet werden können, welche fachliche Ausrüstung dazu erforderlich ist, aber auch, welche Angebote dabei von kirchlicher Seite nötig sind.

Bei der Diskussion dieser Fragen fällt allerdings auf, dass sich die Verantwortlichen in Kirche und Hochschule mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert sehen, die in erster Linie auf Seiten der ange-

henden Religionslehrer vermutet werden. Die „Entkoppelung von Kirche und Gesellschaft“ (Feige 2001) ist möglicherweise nicht spurlos an den Studierenden selbst vorbeigegangen und beeinflusst deren Zugänge zum Theologiestudium, aber auch ihre Haltung gegenüber Kirche, Glaube und Religion.

- So wird vielfach festgestellt, dass man im Unterschied zu früheren Jahren heute nicht mehr davon ausgehen könne, dass die Studierenden durchgängig religiös „sozialisiert“ sind. Verbreitet sei vielmehr der Typus des Studierenden, der nie am Gemeindeleben oder am schulischen Religionsunterricht teilgenommen, der die Religion erst als junger Erwachsener entdeckt hätte und der das Studium in erster Linie zur eigenen Identitätsfindung benutze (z.B. Noormann 2003).

Die Konsequenz einer unzureichenden religiösen Sozialisation besteht nach Ansicht der Beobachter zum einen darin, dass den Studierenden grundlegende Kenntnisse in der Rezeption biblischer Texte fehlen, dass andererseits aber auch Zugänge zum lebenspraktischen Verständnis theologischer Inhalte kaum erschlossen sind (vgl. Fehlhaber & Garz 1999, S. 68).

Als problematisch wird schließlich herausgestellt, dass eine durchgängige Identifikation mit der Kirche und ihren Glaubensvorstellungen nicht mehr ohne weiteres vorausgesetzt werden kann. Statt dessen beobachtet man bei einem überwiegenden Anteil der Studierenden eine „Halbdistanz“ zur Kirche oder sogar eine ausdrückliche „Kirchenferne“ (Noormann 2003, S. 20).

Es ist sicher angebracht, solche Beobachtungen sehr ernst zu nehmen. Andererseits muss aber auch die Frage erlaubt sein, ob die Krisendiagnostik, die gerade mit Blick auf die angehenden Religionslehrer sehr verbreitet zu sein scheint, auf einer ausreichend begründeten und empirisch abgesicherten Basis erfolgt. Die Tendenz, die

Theologiestudierenden mit dem Berufsziel Religionslehre grundsätzlich und von vornherein als „Mängelwesen“ (Güth 2002, 37) zu etikettieren, ist doch sehr auffällig.

Diese Defizitorientierung hat wahrscheinlich auch damit zu tun, dass Hochschullehrer und Dozenten in erster Linie Ziele im Blick haben, die am Ende des Theologiestudiums erreicht werden sollen: die Übersetzung religiöser Erfahrungen in eine bewusstseinsfähige Sprache, Formen einer reflexiven Auseinandersetzung mit Kernfragen der Theologie, eine entschiedene Haltung zu den Aufgaben der Kirche und der eigenen beruflichen Rolle. Dass die Studierenden insbesondere zu Beginn des Studiums durch solche Ansprüche erst einmal überfordert werden, kann demgegenüber nicht so einfach gesehen werden.

Für eine angemessene Einschätzung des Berufsbildes ist es deshalb unbedingt erforderlich, die Ausgangslage der Studierenden stärker zu berücksichtigen als bisher. Anstatt lediglich danach zu fragen, welche Aufgaben die Studierenden in ihrem Beruf einmal leisten und bewältigen müssen, sollte immer auch danach gefragt werden, was die Studienanfänger an konkreten Erfahrungen mitbringen, in welchen Formen sich ihre persönliche Religiosität ausgebildet hat, welche Vorstellungen sie von ihrem künftigen Beruf haben und wie entwicklungsfähig solche Vorstellungen sind.

## **2. Zu Theorie und Methode der Untersuchung**

Das IQ BILDUNG<sup>2</sup> ist solchen Fragen in einer wissenschaftlichen Studie nachgegangen, die vom Bistum Aachen und dem Erzbistum Köln in Auftrag gegeben wurde. Die Auftraggeber wollten wissen, wer die Studierenden sind, mit denen es die Verantwortlichen in Hochschule und Kirche zu tun haben, womit man bei den eigenen Ausbildungsangeboten rechnen muss und wie man diese Angebote weiter entwickeln kann.

Die Studie wurde auf der Grundlage einer psychologischen Auffassung des Berufsbil-

des durchgeführt. Im Mittelpunkt dieser Auffassung steht ein Entwicklungsgedanke: Die Religiosität der Menschen ist keine statische Angelegenheit, sondern drängt immer wieder auf Umgestaltung, Veränderung, Erneuerung (vgl. Fraas, 1990).

Das bedeutet zum einen, dass die Menschen Religion und Glauben in den verschiedenen Abschnitten ihres Lebens auf sehr unterschiedliche Weise erfahren können. Zum anderen heißt das aber auch, dass Religiosität insgesamt als eine Entwicklungsaufgabe verstanden werden kann. Die Wahl eines bestimmten Berufes, der sich wie der des Religionslehrers ausdrücklich auf das Feld der Religion bezieht, erscheint vor diesem Hintergrund als spezifische Antwort auf diese Entwicklungsaufgabe.

In methodischer Hinsicht kam es darauf an, den Entwicklungsaspekt von Religiosität angemessen zu berücksichtigen. Aus diesem Grunde wurden Befragungsinstrumente gewählt, die sich am Programm der qualitativen Sozialforschung (vgl. z.B. Flick 2007) orientieren: Wir haben sogenannte Tiefeninterviews mit Theologie-Studierenden an den Hochschulen Köln und Aachen durchgeführt, die im Durchschnitt jeweils anderthalb bis zwei Stunden dauerten.

Für die Auswertung der Befunde war die Überlegung maßgebend, dass sich in den Aussagen der Studierenden nicht nur individuelle Einzelmeinungen widerspiegeln, sondern dass darin immer auch Hinweise auf gemeinsame Haltungen und Überzeugungen zu finden sind, die durch die übergreifende Struktur des Berufsbildes und die besonderen Bedingungen des Theologiestudiums bewirkt werden.

Obwohl sich die Untersuchung auf eine relativ kleine Stichprobe mit ein überschaubaren Anzahl von Probanden (n=40) stützt, entspricht die Studie den wissenschaftlichen Ansprüchen des qualitativen Forschungsparadigmas (vgl. Lamnek 1995). Sie ist „repräsentativ“ zwar nicht im statistischen, aber im strukturellen Sinne: Es ist davon auszugehen, dass die Grundstrukturen im Berufsbild des Religionslehrers unter den gegenwärtigen Bedingungen des Hoch-

schulstudiums überall ähnlich sind wie die in der Studie beschriebenen Strukturen.

### 3. Herkunft und Familiensituation der Studierenden

Wenn man den Mitteilungen der Studierenden in den Interviews nachgeht, gibt es auf den ersten Blick nur wenig, was sich als „typisch“ für den Beruf des Religionslehrers herausstellen würde. Zu groß sind die Unterschiede in den einzelnen Lebensschicksalen, zu vielfältig die Lösungen, die von den Studierenden für die Fragen der Religion und des Glaubens gefunden wurden.

Allerdings gibt es bei allen Unterschieden doch etwas Gemeinsames: Bei allen Studierenden finden wir eine starke Verbundenheit mit dem christlichen Glauben und letztlich auch mit der katholischen Kirche. Zwar äußern die Befragten immer wieder Kritik an bestimmten Auffassungen der Kirche; im Kern wird die katholische Kirche aber als eine Einrichtung angesehen, auf die man nicht verzichten will, die man als bedeutsam für das eigene Leben ansieht und mit der man sich auch auf einer affektiven Ebene verbunden fühlt.

Die Verbundenheit mit der Kirche und dem christlichen Glauben ist dabei nicht nur einfach dahergesagt, sondern biographisch verankert: Man kann insgesamt von einer frühen „Glaubens-Formation“ sprechen, die sich in Kindheit und Jugend der Studierenden gebildet hat, die durch den persönlichen Kontakt zu unterschiedlichen Bezugspersonen vermittelt wird und die sich auch im späteren Erwachsenenleben als erstaunlich stabil erweist.<sup>3</sup>

Obwohl dieser Befund die Annahme nahelegt, dass es sich bei der von uns befragten Studentengruppe um eine ausgewählte Population handelt, die ausschließlich in traditionellen katholischen Milieus aufgewachsen ist, legen die Beobachtungen eine andere Sichtweise nahe. Zwar sind die Befragten alle katholisch getauft, aber ihre Herkunftsfamilien kommen aus sehr unterschiedlichen Milieus: Es gibt beispiels-

weise inzwischen eine große Anzahl von Studierenden, deren Eltern gar nicht aus Deutschland stammen, sondern im Zuge der großen Migrationswellen am Ende des vorigen Jahrhunderts aus Ost- und Südosteuropa eingewandert sind.

In fast allen Familien stellen wir darüber hinaus fest, dass sich zwar mindestens ein Elternteil in der Heimatgemeinde engagiert. Wir sehen aber gleichzeitig, dass die Einstellung der Eltern von ihren Kindern als ambivalent oder distanziert bezeichnet wird: Es kann also sein, dass entweder der Vater oder die Mutter aus der Kirche ausgetreten ist oder zu einer Form von Religiosität neigt, die neben dem Christentum alle möglichen anderen Bekenntnisformen zulässt.

Als drittes finden wir schließlich, dass die Eltern nicht immer daran interessiert waren, ihre Kinder im strengen Sinne katholisch zu erziehen. In allen Fällen sind die Kinder zwar zur Kommunion gegangen, oft wurden sie gefirmt und in manchen Fällen haben sie auch katholische Kindergärten oder Schulen besucht. Die Eltern vermitteln den Kindern aber oft das Gefühl, als ob damit ein „Pflichtprogramm“ abgearbeitet werden müsste, von dem sie selbst gar nicht mehr überzeugt sind.

Nach unserer Ansicht sprechen diese Befunde insgesamt dafür, dass in der Zeit, in der die Studierenden geboren wurden, nicht nur die traditionellen katholischen Milieus brüchig geworden sind, sondern die Verhältnisse in Kultur und Gesellschaft insgesamt durch starke Umbrüche bestimmt werden: Das Ende des 20. Jahrhunderts ist die Zeit des Mauerfalls, die Zeit der einsetzenden Globalisierung und der Liberalisierung des Wirtschaftslebens, der Beginn des Internet- und des Medienzeitalters.

Viele Eltern versuchen sich angesichts solcher Veränderungen an das neue Bild in Kultur und Gesellschaft anzupassen. Gleichzeitig sehen sie sich aber auch dem eigenen Herkommen verpflichtet und versuchen diese Verpflichtung über ihre Kinder zu erfüllen: Auch wenn sie selbst schon aus den traditionellen Herkunftsmilieus gelöst haben, übertragen sie die eige-

ne Sehnsucht nach Einheit, Stabilität und Sicherheit auf ihre Kinder.

Es ist charakteristisch, dass die Kinder deshalb oft eine engere Bindung an die Kirche haben als ihre Eltern. Sie erleben ihre Eltern in religiöser Hinsicht häufig als wankelmütig und wenig verlässlich, sehen sich selbst aber dazu „berufen“, diesen Makel auszugleichen und – ganz im Sinne ihres späteren Auftrags als Religionslehrer – Traditionen zu erhalten, die sie in ihrem persönlichen Umfeld als instabil und brüchig erfahren.

#### **4. Die Großeltern als biographisches „Urbild“ des Glaubens**

Die gesellschaftlichen Umstellungen am Ende des vorigen Jahrhunderts betreffen auch das Verhältnis zu Eltern und anderen Familienmitgliedern. In vielen Fällen sind beide Elternteile berufstätig und die Erziehung der Kinder wird ganz oder teilweise an Personen innerhalb der „erweiterten Familie“ abgegeben.

Für die angehenden Religionslehrer spielen dabei vor allem die eigenen Großeltern eine wichtige Rolle. In Kindheit und Jugend verbringen sie nicht nur sehr viel Zeit bei Oma und Opa, sondern diese werden oft auch zu Ersatz-Vätern oder Ersatz-Müttern der Kinder. In den Interviews fällt regelmäßig der Satz: „Der Opa war eigentlich mein erster Vater.“

Die Großeltern vermitteln eine Form von Nähe und Geborgenheit, die die Kinder bei den leiblichen Eltern oft nicht finden. Nach unseren Befunden werden die Großeltern auch zu den ersten Bezugspersonen für die Vermittlung religiöser Haltungen und Überzeugungen. Die Großeltern stellen eine erste Version von Religiosität zur Verfügung, die sehr prägend und sehr nachhaltig wirkt. Aus der Perspektive der Kinder ist das zunächst eine eher volkstümliche Form von Religiosität. Sie wird bestimmt durch den Rhythmus der Jahreszeiten, die Teilnahme an den Hochfesten der Kirche, durch den Besuch der heiligen Messe, durch anschauliche religiöse Symbole und Praktiken.

Für die Kinder sind dabei noch nicht einzelne Glaubensinhalte bedeutsam. Sie werden vielmehr angesprochen durch den Ernst, mit dem die Großeltern bei der Sache sind, durch die Sicherheit und Gewissheit im Glauben, durch das unbeirrbar Festhalten an scheinbar altmodischen Werten und Tugenden. Wichtig ist nicht zuletzt aber auch, dass die Großeltern einfache und überzeugende Antworten finden auf drängende Fragen nach dem Sinn des eigenen Daseins.

#### **5. Glaubensvermittlung über Bezugspersonen in Kirche und Schule**

Auch für die weitere Vermittlung des Glaubens spielen persönliche Bezugspersonen im Umkreis der Familie eine zentrale Rolle.

(1) So besitzt *der Pfarrer* von Anfang an eine besonders herausgerückte Rolle. Er ist nicht einfach ein Ansprechpartner, mit dem man auf gleicher Ebene kommuniziert, sondern eine Person, die zumindest zeitweise aus profanen Lebenszusammenhängen heraustritt: Im Gottesdienst steht er vor der Gemeinde; er vollzieht heilige Handlungen, die nur ihm vorbehalten sind; er wird gerufen an lebensentscheidenden Wendepunkten wie Geburt, Eheschließung, Krankheit, Tod.

Aus kindlicher Perspektive werden Priester oft als mächtige und einflussreiche Personen wahrgenommen, deren Einfluss über die Wirkungsmöglichkeiten gewöhnlicher Menschen hinausgeht. Aus den Interviews geht hervor, dass die Befragten die Priester und Pfarrer, mit denen sie tun haben, in der Regel sehr bewundern. Diese Berufe stehen für die Hoffnung auf etwas Unbegrenztes, auf unendliche Möglichkeiten, letztlich auch für den Zugang zu Allmacht und Vollkommenheit.

Der persönliche Kontakt zum Pfarrer ist häufig mit dem Anspruch verbunden, auch selbst ein Stück dieser Vollkommenheit zu erhalten. Tätigkeiten als Messdiener oder als Chormitglied werden oft als eine besondere Auszeichnung erlebt, die mit Er-

fahrungen des Hervorgehoben- oder Herausgehoben-Werdens verbunden sind.

(2) Demgegenüber vertritt *die Gruppe der Gleichaltrigen* stärker die banalen und profanen Seiten des Glaubens. Die Kinder und Jugendlichen, mit denen man in den kirchlichen Gruppen zu tun hat, werden oft wie (Ersatz-)Geschwister erlebt, zu denen man ein enges und vertrauensvolles Verhältnis entwickelt. In vielen Fällen kontrastiert der Zusammenhalt in den kirchlichen Gruppen mit Erfahrungen in Schule und Familie. Offenbar bieten die Gruppen eine Möglichkeit, den Rollenzuschreibungen anderer Gemeinschaftsformen zu entkommen und, zumindest für einige Zeit, „ein anderer“ zu werden: andere Ansprüche zu stellen, andere Talente auszuprobieren, andere Entwicklungen einzuschlagen.

Die kirchlichen Gruppen stehen insgesamt für die Vielfalt und Wandelbarkeit des kindlichen Lebens. Natürlich gibt es hier auch den Zwang zur Ordnung sowie gegenseitige Kontrollen. Die Gruppen führen jedoch ein Leben, in dem die Kinder und Jugendlichen weitgehend autark sein können. Es ist sozusagen die bunte Welt der Kinder-Kirche, in der die späteren Religionslehrer aufwachsen.

(3) In der Grundschulzeit wird auch der *Religionslehrer* zu einer bedeutsamen Bezugsperson. Er ist jemand, der insbesondere an früheren Erfahrungen mit der Bibel anknüpfen und dieser Erfahrungen neu ordnen und verstehbar machen kann.

Die Erzählungen und Geschichten der Bibel sind den meisten schon aus dem Kontakt mit den Großeltern, aus Kindermessen oder dem Kommunionunterricht bekannt. Wie sich zeigt, ahnen die Kinder schon sehr früh, dass die Erzählungen einen Bezug zum eigenen Dasein enthalten. Sie können diesen Bezug andererseits aber auch nicht genau benennen. Er wird allenfalls verspürt, aber nicht ausdrücklich verstanden.

Im Religionsunterricht der Grundschule können die Geschichten der Bibel oft noch einmal in einem anderen Licht gesehen werden. Es kommen nicht nur Aspekte hin-

zu, die zuvor übersehen wurden, sondern es wird vor allem auch der Symbol- oder Bildgehalt der Bibel ausdrücklich thematisiert. Wie die Studie zeigt, wird die Bibel für alle Studierenden dadurch zu der wichtigsten Quelle, aus der sich der inhaltliche Bezug zum christlichen Glauben speist.

## **6. Der Kosmos der kirchlichen Erziehung und die „Pubertät des Glaubens“**

Ähnlich wie in anderen Untersuchungen stoßen wir auch in unserer Studie auf die große Bedeutung der frühen religiösen Erziehung. Im Unterschied zu bereits vorliegenden Ansätzen wird in unserer Studie jedoch deutlich, dass hier nicht isolierte Erfahrungen wichtig werden, sondern dass eigentlich ein kompletter religiöser „Kosmos“ erschlossen wird: Was bei den Großeltern beginnt, wird abgewandelt in den Jugendgruppen, im Verhältnis zum Gemeindepfarrer, im Religionsunterricht.

Es erscheint möglicherweise überraschend, wenn die Studie diesen religiösen „Kosmos“ nahezu unverändert als Rahmen und Hintergrund für die Sozialisation der angehenden Religionslehrer wiederfindet. Auf den ersten Blick wirkt das so, als seien die Umschichtungen und Verwerfungen, die in der übrigen Gesellschaft zu beobachten sind, beinahe spurlos an der Kirche vorübergezogen: als hätte hier ein altes Bild von Religion und Kirche inmitten gesellschaftlicher Umbrüche überlebt.

Bei näherer Betrachtung muss dieser Befund jedoch keineswegs überraschen. Was im Kontakt mit unterschiedlichen Bezugspersonen an religiösen Einstellungen und Haltungen vermittelt wird, bezieht sich offenbar auf eine Reihe von Wirkungsbedingungen, die sehr eng mit der Entwicklung seelischer Lebensentwürfe verbunden sind und die deshalb dabei behilflich sein können, solche Lebensentwürfe sinnvoll einzuordnen: etwa über die Einbettung in die Gemeinschaft mit anderen (Gruppenleben), über die Verheißung einer die eigene Be-



grenztheit überschreitenden Verwandlung (Pfarrer) oder über Auslegungen der eigenen Lebensgeschichte in anschaulichen Bildern und Symbolen (Bibel).

Aus psychologischer Sicht verweist der „Kosmos“ religiöser Erziehung daher auf eine Gesamtkonstellation, in der die individuelle Lebensgestalt und grundlegende Zusammenhänge des menschlichen Existieren-Könnens aufeinander bezogen und miteinander vermittelt werden können. Sie beschreibt sozusagen eine „erste Version“ von Religiosität, in der der Umgang mit Kirche und Glauben zu einer lebensfähigen Gestalt zusammenwachsen kann.

Allerdings zeigt sich, dass diese erste Fassung im weiteren Verlauf der Lebensgeschichte erheblichen Veränderungen unterworfen wird: Spätestens mit der Pubertät geraten nicht nur die individuellen Lebensentwürfe in eine Krise, sondern auch das persönliche Verhältnis zum Glauben und zur Religion.

Aus unseren Interviews ergibt sich, dass an dieser Stelle erneut Unsicherheiten und Ambivalenzen eine Rolle spielten, die schon im Verhältnis zu den eigenen Eltern zum Tragen gekommen waren. Alle Personen, die in der Vergangenheit zur Stärkung der Glaubensbasis beigetragen hatten, erscheinen nun eher zur Schwächung der eigenen Religiosität beizutragen: dem Pfarrer wird beispielsweise vorgeworfen, er wäre ebenso wenig präsent wie einst die eigenen Eltern; der Religionslehrer verwandelt sich von einem bewunderten Vorbild zu einem Gegner, den man offen oder heimlich bekämpft; die Aktivitäten im Kreis der Jugendfreunde erscheinen auf einmal „uncool“ oder „peinlich“.

Einige Jugendliche wenden sich jetzt von den Aktivitäten in der Gemeinde oder von der Kirche im ganzen ab. Man erweitert seine Wirkungskreise, sucht neue Erfahrungen, kommt mit anderen Menschen und Institutionen zusammen. Die Kirche hat es offenbar schwer, hier mitzuhaltend. Sie wird nicht mehr ohne weiteres als positive Ergänzung der eigenen Lebensentwürfe wahrgenommen.

Andere bleiben dabei, übernehmen Ämter und Leitungsaufgaben in der Gemeinde oder in den Gruppen. Man kann aber nicht behaupten, dass die Pubertätskrise an ihnen vorbeigehen würde. Viele erzählen, dass sie sich mehr aus Rücksicht auf alte Gewohnheiten denn aus ehrlicher Überzeugung für das Gemeindeleben engagieren. Auch sind die Aktivitäten in den Jugendgruppen oft verbunden mit einer verdeckten Kritik an der Heimatgemeinde oder an einzelnen Vertretern der Kirche. Manchmal spitzt sich die Unzufriedenheit so weit zu, dass die Jugendlichen schmerzhaft Trennungen oder Konflikte provozieren.

Aber es gibt auch einige, die sich vorher eher neutral oder abwartend verhalten hatten und die jetzt erst richtig hinzukommen. Das Engagement für die Kirche wird von diesen Jugendlichen oft als Möglichkeit verstanden, sich mit individuellen Problemen oder mit grundlegenden Fragen nach dem Sinn des Lebens auseinanderzusetzen. Auf viele Gleichaltrige wirken solche Wünsche befremdlich, während die Jugendlichen selbst oft das Gefühl haben, sie würden nicht richtig dazugehören, weil sie nicht von Anfang an dabei waren.

Die „Pubertät des Glaubens“ muss nicht auf eine Abwendung von religiösen Fragen hinauslaufen. Im Gegenteil: Die Jugendlichen haben ein starkes Bedürfnis, über religiöse Themen zu sprechen. Sie finden aber keine Ansprechpartner, die in ihren Augen glaubwürdig wären. Sie haben das Gefühl, mit Eltern, Pfarrern, Lehrern nicht über das sprechen zu können, was sie wirklich bewegt.

Weil die Erwachsenen als Gesprächspartner ausfallen, zieht sich die Religiosität in Formen einer privaten Frömmigkeit zurück, die nicht nur mit immer wenigen Menschen geteilt wird, sondern darüber hinaus auch anfällig wird für abergläubische Praktiken und Überzeugungen: Die Religiosität der Menschen verliert ihre Mitte und ihr Zentrum. Sie wird gleichsam zu einer mäandrierenden Einheit, die sich bereitwillig an alle möglichen Angebote und Optionen heftet, die aber keinen Bezugspunkt mehr ausbildet, der mit an-

deren geteilt wird und so zu einem gemeinsamen religiösen „Kosmos“ werden kann.

## 7. Der Sonderweg der Religionslehrer

Damit ist eine Entwicklung beschrieben, die heute wohl auf sehr viele Menschen zutrifft, die im Rahmen unserer Kultur aufwachsen: Was in Kindheit und Jugend an religiösen Formationen angelegt wurde, das geht im Verlauf der weiteren Entwicklung zwar nicht verloren, es wird aber auch nicht umgebildet in Formen einer erwachsenen Religiosität. Der kindliche Prototyp des Glaubens wird „vergessen“ oder hinter einer offiziellen Fassade von Aufgeklärtheit und Glaubens-Gleichgültigkeit versteckt.

Das ist aber nicht das Schicksal, das die Religiosität der künftigen Religionslehrer nimmt. Die Religionslehrer weichen an einer bestimmten Stelle von dem scheinbar vorgezeichneten Weg ab und stellen sich damit auch gegen die Entwicklungslinie, die die Religiosität in unserer Kultur nimmt. Sie sind insofern „besonders“, als sie sich nicht mit den Aufteilungen und Trennungen abfinden, zu denen andere Menschen greifen. Sie spüren, dass das, was sie in Kindheit und Jugend erfahren haben, etwas Wichtiges ist, was man nicht einfach aufgeben kann. Sie wollen diese Erfahrungen integrieren, anstatt sie einfach zu vergessen. Unsere Studie zeigt, dass im Hintergrund dieser Entscheidung verschiedene Motive eine Rolle spielen:

Wie bereits erwähnt wurde, spüren viele Religionslehrer eine starke Verpflichtung gegenüber dem eigenen familiären Herkommen. Sie erleben dieses Herkommen als etwas, was nicht verloren gehen soll und das sie erhalten oder fortsetzen wollen. Das kann manchmal auch als Auftrag oder „Ruf“ verstanden werden, dem man folgen muss und von dem man andere überzeugen will („Sendungsauftrag“).

Darüber hinaus existiert eine starke Betroffenheit durch die Bilderwelt der Bibel.

Die Erzählungen der Bibel werden als etwas erlebt, das einen Anspruch auf Lebenswahrheit besitzt und sich mit bestimmten Grunderfahrungen des menschlichen Lebens zusammenbringen lässt. Dieser „Wahrheit“ wollen sie im Theologiestudium auf die Spur kommen.

Schließlich spielt aber auch die Nähe zu Kindern und Kindlichem eine wichtige Rolle. Das Kindliche ist das, womit der spätere Lehrer in der Schule und im Unterricht zu tun haben wird. Es ist aber auch die Stelle, an der die Studierenden die Entwicklung der eigenen Religiosität offen gelassen haben. Im Kontakt mit Kindern und Jugendlichen kehrt der Religionslehrer an diese Stelle zurück. Er kann dort Anschluss an die eigene Entwicklungsgeschichte finden und zugleich mit dafür sorgen, dass diese Geschichte eine andere, „erwachsene“ oder „aufgeklärte“ Wendung finden kann.

Das eigene Herkommen, die Bilderwelt der Bibel und der Wunsch, Lehrer zu werden: mehr haben die angehenden Religionslehrer erst einmal nicht, wenn sie sich für ihr Studium der Theologie entscheiden. Andererseits ist das aber auch nicht wenig, sondern eigentlich

etwas sehr Wertvolles: Die Religionslehrer bringen nicht nur den ganzen Einsatz ihrer persönlichen Lebensgeschichte mit, sondern auch das Bekenntnis zur Kirche, zum Glauben und zur Geschichte ihrer eigenen Religiosität. Sie nehmen das ernst, was geworden ist, was einen sehr großen Anteil an ihrem eigenen Lebensentwurf ausmacht und was sie unter keinen Umständen leichtfertig oder halbherzig aufgeben wollen.

Allerdings lässt sich auch nicht übersehen, dass sich diese günstige Ausgangslage im Verlauf des Studiums auf oft dramatische Weise abwandelt. Wir haben gesehen, dass viele Studierende von ihrem Studium ebenso enttäuscht werden wie von ihrer Kirche. Die Krise, die für viele Menschen in der Pubertät zu Gleichgültigkeit und Dis-

tanz führt, ereilt die Studierenden mit einiger Verzögerung ausgerechnet im Studium der Theologie. Nach unseren Befunden wird diese Krise weder im Studium noch im Referendariat aufgelöst.

Wir haben den Eindruck, dass dieser Ausgang mit einem blinden Fleck in den verantwortlichen Institutionen zusammenhängt. Hochschulen, Kirchen und Schulen haben in erster Linie das Endprodukt der Ausbildung im Blick. Sie ignorieren aber das Herkommen der Studierenden, ihre spezifische Ausgangslage und insbesondere die noch nicht ausgebildete, sozusagen volkstümlich-kindliche Version von Religiosität, mit dem die Studierenden an die Hochschule kommen.

Dadurch, dass dieser ersten Glaubensformation eine theologische oder kirchliche Auffassung ohne weitere Übergänge oder Zwischenschritte entgegengehalten wird, fühlen sich die Studierenden in ihrem Anliegen entwertet und beschämt. Sie haben das Gefühl, in den Augen der Hochschule und der Kirche nicht das Richtige zu glauben und zu denken. Das führt dazu, dass sie die Prüfungen an der Hochschule zwar bestehen, aber das theologische Wissen bleibt aufgesetzt und äußerlich. Es wird insbesondere nicht zu einer Form, die als Maßstab für den Umgang mit Problemen in Schule und Unterricht herangezogen werden kann.

Man kommt aus diesen Verhältnissen letztlich nur heraus, wenn man die Rede von der Entwicklung des Religionslehrers ernst nimmt. Der Beruf des Religionslehrers ist in erster Linie eine Entwicklungsaufgabe. Er ist eine Herausforderung, der man sich ein ganzes Leben lang stellen muss und der an verschiedenen Wendepunkten dieses Lebens Verwandlungen und Übergänge mit sich bringt. Wenn man so tut, als wäre diese Entwicklung an einer bestimmten Stelle zu Ende, dann verstellt man sich den Blick auf die unentdeckten und verborgenen Seiten des Glaubens, aber letztlich auch auf den Reichtum und die Fülle der menschlichen Wirklichkeit.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Mit dem Begriff „Religionslehrer“ sind die Religionslehrerinnen ausdrücklich mit gemeint.
- <sup>2</sup> Das Institut für Qualitative Bildungsforschung (IQ BILDUNG) ist ein Forschungs- und Entwicklungsinstitut für Bildungsthemen. Es berät seit mehr als 15 Jahren Schulen, Hochschulen, Behörden, Stiftungen und Unternehmen in Unterrichts- und Bildungsfragen.
- <sup>3</sup> In der Studie haben wir diese frühe Glaubensformation deshalb auch als „Glaubensbasis“ bezeichnet.

## Literatur

*Fehlhaber, Axel; Garz, Detlef (1999).* Das nichtbefragte Lehren ist nicht lehrens-wert – Analysen zum religionspädagogischen Habitus. In: Frank Ohlhaber, Andreas Wernet (Hrsg.): *Schulforschung – Fallanalyse – Lehrerbildung.* Opladen: Leske & Budrich, S. 61–90.

*Feige, Andreas (2001).* Die Religionslehrerinnen und -lehrer als Symptom der Entkoppelung von Kirche und Gesellschaft. *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie*, 53, 4, S. 289–296.

*Flick, Uwe (2007).* *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung.* (3. Aufl.). Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.

*Fraas, Hans-Jürgen (1990).* *Die Religion des Menschen. Ein Grundriß der Religionspsychologie.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

*Güth, Ralph (2002).* „... und dann halt mich so beschäftigt, wie es halt anscheinend irgendwo von mir erwartet wurde...“. Studienbiographien aus religionspsychologischer Perspektive. In: Hans Mendl (Hrsg.), *Netzwerk ReligionslehrerInnen-Bildung.* Donauwörth, S. 34–46.

*Lamnek, Siegfried (1995).* *Qualitative Sozialforschung. Band 1 Methodologie* (3. korrigierte Aufl.). Weinheim: Beltz, PVU.

*Noormann, Harry (2003).* Religionslehrer/in werden: Identitätsbaustelle Studium. Wandlungen im Selbstkonzept von Studienanfänger/innen. In: *Theo-Web*, 2, S. 157–165.

# Soziale Gleichheit

Sozialer Fortschritt, soziale Inklusion, Sozialschutz, Solidarität und sozialer Zusammenhalt gehören zu den wichtigsten, im Grundgesetz (GG), in den Verträgen über die Europäische Union, in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union (GR-Charta) und anderen völkerrechtlichen Verträgen festgelegten Zielen. Es wird festgeschrieben, dass ein hoher Beschäftigungsgrad, ein angemessener Sozialschutz und die Bekämpfung sozialer Ausgrenzung bei der Gestaltung und der Umsetzung der Politik in allen Bereichen berücksichtigt werden müssen. Garantiert werden Grundrechte und Grundfreiheiten. Alles mündet in die Förderung der Chancengleichheit von Frauen und Männern, Schaffung eines allgemeinen Rahmens für die Gleichbehandlung in Beschäftigung und Ausbildung unabhängig von Geschlecht, Rasse oder ethnischer Herkunft, Religion, Weltanschauung, Behinderung, Alter oder sexueller Ausrichtung sowie die Bekämpfung von sozialer Ausgrenzung und Diskriminierung vielfältiger Art.

Gott als oberster Souverän ist die Quelle der Gerechtigkeit und des Rechts. Somit sind auch Herrscher dem Gesetz und der Gerechtigkeit unterstellt.

So ist Gerechtigkeit auch die große Leitidee für das Recht. Daraus leitet sich die Forderung nach Gesetzen ab, die für alle gleich gelten.

Es liegt aber auf der Hand, dass eine soziale Ordnung, die von der freien Entfaltung der Persönlichkeit ihren Ausgang nimmt, im Ergebnis nicht materielle Gleichheit für alle garantieren kann, weil das die Chancen und Risiken persönlicher Freiheit demütigen und strangulieren würde.<sup>1</sup>

## Gleichheit

Die Vergötterung des Mammons, soziale Kälte, Gier, Ausbeutung, Profitdenken, Materialismus, Umweltzerstörung – kaum eine Schlechtigkeit dieser Erde, die nicht dem Kapitalismus angelastet wird. Dagegen genießt der Sozialismus nur schon wegen des Namens Sympathie, obwohl alle sozialistischen Experimente unglaubliches Elend gebracht haben.

Im Ergebnis ist der Kapitalismus sozialer als der Sozialismus. Seit aber Papst Franziskus in „*Evangelii gaudium*“ – Über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute – vom 24. November 2013 von „dieser Wirtschaft, die tötet“ spricht und vom Geld, das regiert, statt zu dienen, fühlen sich viele Christen in ihrer Ablehnung des Kapitalismus bestärkt.

Das beginnt beim Menschenbild. Das Verständnis des Menschen als Einzelperson, ausgestattet mit gleicher Würde, angenommen von Gott.

Gleichheit ist so ein Element der Gerechtigkeit. Es bedeutet, jemandem das Seine zu geben, und vor diesem Maßstab ist jeder gleich. Mit der Forderung nach Gleichheit ist damit immer auch die Rechtstaatlichkeit aufgerufen, deren materieller Kern bekanntlich die Verwirklichung von Gerechtigkeit bedeutet. Das Gegenstück zur gerechtigkeitsgebotenen Gleichheit ist auch im Staat die Willkür.

Gleichheit heißt die Absage an jedes Privileg nicht nur in rechtlicher, sondern auch sozialer Hinsicht. Es formuliert den Anspruch auf Teilhabe eines jeden auch und gerade in der Gesellschaft. Gerechtigkeit und Solidarität bedeuten das Füreinander-Einstehen der Menschen. Eine auf diese Werte sich gründende Ordnung setzt eine ausgebaute sozialstaatliche Ordnung voraus, die jedem die Entfaltung seiner Freiheiten ermöglicht.

Nach christlicher Vorstellung ist die Gleichheit aller Menschen in Würde und Freiheit nicht zu trennen. Die Hinwendung zu Armen, Schwachen, Unfreien lässt Institutionen des Sozialen und des Ausgleichs entstehen.<sup>2</sup>

Mit der moralischen Gleichheit aller ist die Grundforderung gemeint, dass bei der Frage, wie alternative Systeme politischer, rechtlicher und wirtschaftlicher Institutionen zu beurteilen seien und welches davon sich am ehesten rechtfertigen lasse, die Lebensaussichten jeder Person zählen, und zwar gleichermaßen.<sup>3</sup>

Das Gleichheitsprinzip bezieht sich aber vor allem auf die Grundrechte und Grundpflichten, während soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten im Ergebnis zu akzeptieren sind, wenn sich aus ihnen Vorteile für jedermann ergeben, insbesondere für die schwächsten Mitglieder der Gesellschaft.<sup>4</sup>

In der deutschen Rechtsordnung ist die Gleichbehandlungspflicht im Grundgesetz verankert. Es ist ein Bekenntnis zur Gleichheit und eine Selbstverständlichkeit in unserer Verfassung. Mittelpunkt ist hier der Gleichheitsgrundsatz in Art. 3 Abs. 1 GG: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich“. Dabei bestimmen die Gleichberechtigungsgarantie von Art. 3 Abs. 2 GG (Ebenbürtigkeit von Frau und Mann), das Diskriminierungsurteil von Art. 3 Abs. 3 GG (Untersagung jeglicher Rechtsabstufung aufgrund Geschlecht, Abstammung, Rasse o. Ä.) sowie die relevanten Benachteiligungssperren in Art. 33 Abs. 3 Satz 2 GG, Art. 6 Abs. 5 GG ordnet die ausdrückliche rechtliche Stellung für eheliche und nichteheliche Kinder an.

Niemand kann aber mit Berufung auf seine Familienherkunft, seine Hautfarbe, sein Geschlecht oder andere, moralisch gesehen willkürliche Gesichtspunkte einen vorrangigen Anspruch auf bevorzugte Berücksichtigung und gesellschaftliche Privilegierung erheben.<sup>5</sup>

Auf internationaler Ebene finden sich weiter Gleichheitsverbürgungen im Völkerrecht, wie in der Charta der Vereinten Nationen, in der Europäischen Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten (Menschenrechtskonvention), in den Verträgen der Europäischen Union und der GR-Charta.<sup>6</sup>

Die Gleichheit kann also in allen Fällen insoweit nur als Gleichheit nach dem Grundsatz der Verfahrensgerechtigkeit realisiert werden; d. h. alle sind den gleichen Verfahrensregeln und Zugangsvoraussetzungen unterworfen, die ohne Ansehung der Person angewandt werden. Es kann dabei jedoch nicht nur um die Gerechtigkeit bei der Verteilung von Gütern, Einkommen, Zugangsrechten und Ansehen gehen; denn bevor verteilt wird, muss produziert werden.

## Soziale Gleichheit

Die Sozialpolitik als Gesellschaftspolitik hat das Ziel, die Lebens- und Arbeitsbedingungen zu verbessern und ihre Angleichung zu ermöglichen, einen angemessenen sozialen Schutz zu garantieren, den sozialen Dialog zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu fördern und soziale Ausgrenzung zu bekämpfen.<sup>7</sup> Allen ist dabei gedient, wenn die Wirtschaft das Soziale nicht aus den Augen verliert, denn breiter Wohlstand und sozialer Friede schaffen ein Klima, in dem Nachfrage, unternehmerische Investitionen und technischer Fortschritt florieren können.

Besonders profilieren sich hier die Kirchen mit ihrer Forderung nach sozialer Gerechtigkeit.<sup>8</sup>

Dabei zählen wesentliche Schlüsselbereiche wie:

- Gleichstellung auf dem Arbeitsmarkt und wirtschaftliche Unabhängigkeit,
- gleicher Lohn für gleiche bzw. gleichwertige Arbeit,

- gleichberechtigte Beteiligung an Entscheidungsprozessen,
- umfassendes politisches Konzept zum Schutz der Menschenwürde und der Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen.
- Dazu gesellen sich „soziale Grundrechte“ nach der Gemeinschaftscharta der sozialen Grundrechte der Arbeitnehmer in Europa:
  - Freizügigkeit,
  - Beschäftigungs- und Arbeitsentgelt,
  - Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen,
  - sozialer Schutz,
  - Koalitionsfreiheit und Tarifverhandlungen,
  - Berufsausbildung,
  - Gleichbehandlung von Frauen und Männern,
  - Unterrichtung, Anhörung und Mitwirkung der Arbeitnehmer,
  - Gesundheitsschutz und Sicherheit in der Arbeitsumwelt,
  - Kinder- und Jugendschutz,
  - Schutz älterer Menschen,
  - Schutz von Behinderten.

Es sind so im Ganzen geeignete Voraussetzungen für die Ausübung des Rechtes auf Arbeit zu schaffen, „denn mit Arbeit spielt man nicht“<sup>9</sup> Sie verleiht dem Menschen Würde und sichert seinen Lebensunterhalt.<sup>10</sup>

Ich arbeite, aber mit Augenmaß. Eine Subjektivierung der Arbeit im Sinne einer Subjektstärkung des Menschen. Doch die Entdeckung, was man wirklich will, ist keine plötzliche Erleuchtung, sondern ein Prozess.

## Fazit

Der Gestaltungsrahmen in unserer Gesellschaft umfasst die gesamte Gesellschaft. Als ihr Prinzip gilt es, sozialen Ausgleich, Wohlstand und gutes Leben in der breiten Bevölkerung zu erreichen. Man setzt in diese Prinzipien große Erwartungen, sollte

sich aber bei der Bewältigung der Arbeit nicht aus der Ruhe bringen.<sup>11</sup>

Die heutige Gesellschaft fordert das Individuum heraus, das mit Komplexität in vielen Lebensbereichen konfrontiert ist. „Globalisierung und Modernisierung erschaffen eine immer vielfältigere und sich immer stärker vernetzende Welt. Um diese Welt als sinnvoll zu erleben und in ihr zu funktionieren, müssen die Menschen viele neue Technologien beherrschen und mit großen Informationsmengen sinnvoll umgehen“.<sup>12</sup>

Das Gleichheitsgrundrecht ist aber dabei wegen der strukturell vorgegebenen, mehrfachen Wertungserfordernisse methodisch nur schwer verlässlich einsetzbar und gewährt inhaltlich bloß einen relativen Schutz. Es wird zwar nicht nur Willkürschutz geboten, aber auch rationale Ungleichbehandlungen sind lediglich dann abzuwehren, wenn sie unverhältnismäßig erscheinen.

In der Diskussion über die Grenzen rechtlicher Regelungen sollte jedoch nicht außer Acht gelassen werden, dass die Vorgaben in unserer Gesellschaft einen begrenzten Anwendungsbereich haben. Vielmehr repräsentiert die Entwicklung einen normativen Standard, der sich in der Interpretation völkerrechtlich verbindlicher Menschenrechtsnormen in den letzten Jahrzehnten auf breiter Basis herausgebildet und im Rahmen der Geschlechterpolitik bereits bewährt hat.

Das Anstreben einer vollkommen gerechten Ordnung, die auf einer Moral gründet, die wesentlicher höher ist als die durchschnittliche, ist inhuman. Viele Christen gehen jedoch gedanklich diesen Weg. Dabei kritisierte schon Augustinus jene, die versuchten, die Gesellschaft in ein nach ihrer Meinung ideales Muster zu pressen: Man solle lieber den Freiraum schaffen, in dem sie sich so verhalten können, wie sie es für richtig halten.<sup>13</sup>

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Udo Di Fabio, Die Verbindung von Freiheit und Gerechtigkeit, in: Im Dienst an einer gerechten Gesellschaft. Dokumentation der Diskussionsphase und Gemeinsame Feststellung zur Ökumenischen Sozialinitiative. Hannover und Bonn 2015. S. 21. Auch Schwarz, Dieser Markt ist menschlich, in: Neue Zürcher Zeitung vom 20.12.2016, S. 19.
- <sup>2</sup> Anton Rauscher (Hrsg.), Handbuch der Katholischen Soziallehre. Berlin 2008, S. 50.
- <sup>3</sup> Enderle/Homann/Honecker/Kerber/Steinmann (Hrsg.), Lexikon der Wirtschaftsethik. Freiburg im Breisgau/Wien 1993, S. 386.
- <sup>4</sup> Görres-Gesellschaft (Hrsg.), Staatslexikon. Zweiter Band, Freiburg im Breisgau 1995, S. 1066.
- <sup>5</sup> Enderle/Homann/Honecker/Kerber/Steinmann (Fn. 3), S. 386.
- <sup>6</sup> Teil III trägt die Überschrift „Gleichheit“.
- <sup>7</sup> Wagner/Eger/Fritz, Europäische Integration, 2. Aufl. München 2008, S. 476.
- <sup>8</sup> So auch in der marktwirtschaftlichen Enzyklika „Centesimus annus“ – Das hundertste Jahr - vom 1.5.1991.
- <sup>9</sup> Mit diesen Worten kritisierte Papst Franziskus in der Generalaudienz am 3.9.2014 den Stahl- und Industriegüterkonzern Thyssen-Krupp, der im Juli 2014 angekündigt hatte, in seinem süditalienischen Stahlwerk rund 550 der 2600 Stellen abzubauen. Wer Arbeitsplätze streiche, um mehr Geld zu verdienen, nehme den Menschen ihre Würde. Dazu auch das Buch von Gregor Thüsing, Mit Arbeit spielt man nicht, München 2016. Der Autor zeigt eindrucksvoll auf, dass die christlichen Soziallehren des 21. Jahrhunderts wichtige Impulse und Erkenntnisse für die Fortentwicklung des Sozial- und Arbeitsrechts liefern können.
- <sup>10</sup> Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Laborem exercens“ – Über die menschliche Arbeit - vom 14.9.1981.
- <sup>11</sup> Otto Kallscheuer, Ein Freimütiger vertraut auf Prozesse. Papst Franziskus zum 80. Geburtstag, in: Neue Zürcher Zeitung vom 15.12.2016, S. 24.
- <sup>12</sup> Formulierungen der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) aus dem Jahr 2005.
- <sup>13</sup> Vgl. Augustinus, Confessiones XIII,22.

## Literaturdienst

**Klaas Huizing: Ästhetische Theologie. Der erlebte Mensch. Der inszenierte Mensch. Der dramatisierte Mensch. Gütersloh 2015. 679 S., ISBN: 9783783121452.**

Klaas Huizingas Ästhetische Theologie versteht sich dezidiert als evangelische Theologie. Sie entwickelt ihre theologischen Positionen vorwiegend im Gespräch mit Theologen, die im Protestantismus beheimatet sind: von Martin Luther über Johann Georg Hamann, Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, Johann Kaspar Lavater, die Altprotestantische Theologie und den Pietismus bis hin zu Dorothee Sölle und Mark C. Taylor, um nur einige zu nennen. Entschieden rückt sie die Bibel ins Zentrum, und hier wieder das Neue Testament, besonders Paulus und die Evangelien. Gerade innerhalb der Evangelien macht Huizing Jesu Gleichnisse als „Mitte der Schrift“ (S. 133) aus und hebt hier nochmals diejenigen des Lukas hervor. – Auch die Frage nach der Mitte der Schrift ist gut protestantisch, wenn ich auch die rasche Abschätzung des Alten Testaments (vgl. S. 204–206) bedaure. Huizingas Schrifttheologie gipfelt in dem Bekenntnis zu dem „im Text real präsenten Christus“ (S. 274, vgl. S. 115–117). Mehr *sola scriptura* geht nicht. Jesus im Leseakt zu begegnen und dadurch sakramental transformiert zu werden (Huizing nennt das in Anlehnung an Röm 8,14; 1 Kor 4,15; Gal 4,19 „Wiedergeburt“) ist Ziel der Bibellektüre. Damit ist das Thema des ersten Buchteils (S. 23–279) umschrieben.

Da jeder der drei Buchteile sein Thema zunächst theoretisch entfaltet und dann an exemplarischen Beispielen darlegt, schließt sich den grundsätzlichen Überlegungen (S. 40–141) die Beobachtung der einzelnen Phasen der Neugeburt des Lesers aus der Schrift an (S. 143–279), und zwar vor allem am Beispiel lukanischer Erzählungen. Aktuelle exegetische Literatur spielt dabei keine große Rolle, von der unterkühlten historischen Kritik erwartet Huizing wenig (vgl. 36.134.362). Ihm geht es im Gefolge von Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher u.a. um einen gestisch-gefühlsmäßigen Zugang zur Botschaft Jesu. Diese heilmachenden Gesten findet Huizing in den Bewegungen von Zuwendung und Solidarität, wie sie in den Gleichnissen Jesu vorkommen.

Der mittlere Buchteil (281–498) fragt, ob auch heutige audio-visuelle Medien eine solche Wiedergeburt einzuleiten vermögen. Können auch in ihnen Gesten der Fürsorge zur Darstellung gelangen, wie das in den Gleichnissen der Evangelien geschieht? Sich von neo-stoischer Coolness und skeptischer Beinahe-Resignation absetzend, hält Huizing das nicht nur für

möglich (S. 289–400), er wird auch bei (zumindest) vier Filmen und ebenso vielen Video-Clips fündig, wenn auch in sehr unterschiedlichen Ausformungen (S. 401–498). Religionspädagogische und pastoraltheologische Implikationen nicht ausgeschlossen.

Der letzte Buchteil (S. 499–644) legitimiert in Abgrenzung zur antiken Tragödie das christliche Drama: Antike Tragödien bringen die Unausweichlichkeit des Schicksals auf die Bühne. Platon habe den Blick von der irdischen Realität weg zu den himmlischen Ideen gelenkt. Christlich gesehen kann Kunst aber zu einer gelingenden Existenz befreien, indem sie Möglichkeiten des Lebens vor Augen führt. Dann konvergieren Kunst und Religion. Man kann diesen Theorie-Abschnitt (S. 503–605) auch als eine christliche Kunsttheorie lesen. Große und kleine Kunst kann zu großen oder kleinen Konversionen führen (S. 604f). Erst in diesem Kapitel (S. 557f) kommt kurz der Gottesdienst zur Sprache, von dessen Güte-Gesten ich schon viel früher zu erfahren erwartet hätte. Ein Theaterstück (S. 607–644) aus der Feder von Huizing belegt abschließend (in einer zeitgenössischen *lecture* des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter), wie heutige Kunst jesuanische Gesten wieder erwecken kann.

Huizing schwebt ein Leser vor, „der eine Lust an der Vielfalt der Spielebenen hat“ (S. 593). Genau diese Vielfalt setzt Huizing über 679 Seiten ein: Literaturauschnitte, die sich „selbst auslegen“ (S. 315); didaktische Ausblicke und Zusammenfassungen; Bildproduktionen, die die Darlegungen illustrieren, deren Qualität man sich aber zuweilen besser gewünscht hätte; Eigenwerbung (die Romane Huizing) und Produktplacement (z.B. Spielbaukästen S. 289, Fernsehsender S. 285f.498, Bleistift S. 551, Druckbleistift S. 552), autobiographische Einsprengsel; souverän miteinander ins Gespräch gebrachte Fachdisziplinen (Theologie, Philosophie, Kultur- und Literaturwissenschaft), deren konkurrierende Standpunkte Huizing so entwickelt, dass sich Problemlösungen abzeichnen. Dem Dekonstruktivismus zeigt Huizing dabei die kalte Schulter (S. 64–67.91.135).

Der Mut zur Interdisziplinarität ist der Mut zur Lücke. Huizing beweist Mut. Seine Essays lesen sich kurzweilig (nur wenn er seine eigenen Schlüsse zieht, verfällt Huizing oft in eine relativ abstrakte Sprache, eigentlich schade: „Le style, c'est l'homme“ [S. 175]). Manche Überraschungen gehen aber auch auf die Entstehungsgeschichte des Werks zurück: es erschien zunächst in drei Einzelbänden, bevor es nun mit „geringen Korrekturen“ (S. 17) und etwas erweitert (vgl. S. 17–21) in einem einzigen Band vorliegt – die drei ursprünglichen Vorworte (S. 27–30.285–288.503) sind beibehalten.

Nach dem inhaltlichen Querschnitt, nun noch einige Anfragen an das Buch: Natürlich weiß Huizing um die katabatische Qualität biblischer Offenbarung, spricht sogar von der „Selbstverkörperung Gottes

im Prozess des Schreibens“ (S. 116, ich selbst würde lieber an der Unterscheidung zwischen Offenbarung und ihrer inspirierten Bezeugung durch die Schrift festhalten). Dementsprechend übernimmt er auch von Hans-Peter Ecker zur Charakterisierung der Gattung „Legende“ das „Achsenkriterium“ (S. 405). Es besagt, dass in Legenden Transzendenz und Immanenz aufeinander treffen. Dennoch thematisiert Huizing die Solidarität Gottes mit den Menschen in einem geringeren Maß als diejenige der Menschen untereinander. Die „Wiedergeburt“ ereignet sich z.B. durch die Geste der zwischenmenschlichen Zuwendung im Text. Im Umkehrschluss wirkt sich der Sündenfall als Kommunikationsstörung aus und führt zu „Gefühlskälte oder Empfindungsschwäche“ (S. 77, vgl. S. 205f). „Sünde ... steht für das Phlegma und die Unlust des Menschen als Konsequenz einer abstrakten, unsinnlichen (unlustigen?) Sprache“ (S. 40, vgl. S. 74–77.92f), formuliert Huizing nicht nur bedenkens-, sondern auch beherzigenswert. Und greift wohl dennoch etwas zu kurz, denn ich kann der alten tridentinischen Unterscheidung von Urschuld (dem Abfall von Gott) und erbsündlicher Konkupiszenz (die aus der Sünde kommt und zur Sünde hindrängt und die in den „Strukturen der Sünde“ durch Johannes Paul II. eine zeitgemäße Neuformulierung innerhalb der katholischen Soziallehre erfahren hat) immer noch viel abgewinnen.

Huizing's Vermuthung gegenüber der Theozentrik hängt vermutlich auch damit zusammen, dass er Autorität nicht durch Macht begründet wissen will (vgl. S. 568). Daher auch sein Unbehagen gegenüber Rudolf Ottos *mysterium tremendum* (S. 205f.568); seine „milde[n] Schwierigkeiten“ (S. 580) mit dem Enthusiasmus-Begriff; seine – auf hohem Niveau vorgetragene – Reserve gegenüber antiken Transzendenzvorstellung (vgl. S. 392–399.593, die Hellenisierungsdebatte der Altvorderen lässt grüßen!); und vermutlich hat auch Huizing's Ablehnung der dahlferischen Auferweckungschristologie (S. 111–115) hiermit zu tun. Die Bibel betont dagegen weitaus stärker als Huizing die Initiative Gottes (vgl. dazu B. Herr, Ist Gott blutrünstig? Die Theologie der Stellvertretung im Zweiten Makkabäerbuch: MthZ 60 [2009] 377–389). Hier geht doch die Geste der Solidarität zentral von Gott aus. Lässt sich Trinitätstheologie anders als von diesem Ansatz her denken?

Ein weiteren Punkt hätte ich mir von Huizing bedacht gewünscht. Nämlich die außertextlichen Realitäten und Personen, die für die Gesten von Kunstwerken überhaupt erst empfänglich machen. Ich bin überzeugt: in medialer Gebrochenheit lässt sich nur erwecken, was zuvor in realer personaler Beziehung erlebt wurde. Huizing porträtiert seine Großmutter (S. 27f.73f) und seinen Vater (S. 551f) mit so warmen Farben, dass ich mir gut vorstellen könnte, dass sie es waren, die in ihm den Resonanzboden für Gesten der



Solidarität und der Güte legten. Aber bei der Frage, ob Texte allein zur Umkehr bewegen können, sind wir wieder zum Thema der Inkarnation Christi in die Bibel (S. 115-117 u.ö.) zurückgekehrt.

Echte oder vermeintliche *Desiderata* aufzuspüren ist ein Leichtes; ein 679-Seiten-Buch im Detail zu würdigen eine Unmöglichkeit. Nur deshalb klingt die Kritik so hart. Huizingas Buch ist ein großartiges Werk, das hervorragend die Zuwege zu einer ästhetischen Theologie evangelischer Prägung kartographiert. Für mich bleibt: eine neue Sichtweise auf die Gesten biblischer Texte; ein erwachtes Interesse an Hollywood-Produktionen und Musik-Clips; vor allem aber Huizingas Apell (hier steht er in einer Reihe mit Paul Ricoeur), sich von biblischen Texten verwandeln zu lassen.

*Bertram Herr*

**Maria Anna Leenen: Ganz weit draußen. Asslar 2016, 208 S., 17,99 €. ISBN: 9783863340872.**

Von der Verf. sind in den letzten Jahren eine Reihe von Schriften erschienen, u.a. Bücher über das Eremitentum, über Spiritualität, Kinderbücher verschiedener Art, ein Gedichtband (erscheint im Herbst). M. A. Leenen lebt als Diözesaneremitin im Landkreis Osnaabrück und legt nun o. a. Buch, einen Roman, vor.

Die eine der beiden Hauptfiguren des Romans, die Einsiedlerin Marie, wohnt „ganz weit draußen“, fernab von der urbanen Gesellschaft, weit weg vom nächsten Ort, in einem alten Bauernhaus mit einem Ziegenstall. Aber sie lebt nicht isoliert, sondern in enger Verbindung mit Gott und seiner Schöpfung, die sie hautnah in der Landschaft ringsum, in ihrem Garten und ihrer Schar von Zwergziegen erlebt. Es gibt auch ein kleines Gästehaus, denn sie ist vielfach vernetzt mit Gruppen von Menschen und Einzelpersonen, die zu ihr kommen zum Glaubensgespräch oder zur geistlichen Begleitung, und deren Freud und Leid sie mit trägt. Die Schilderung der Einsiedelei und der Einsiedlerin lässt unschwer viele autobiografische Züge erkennen, doch schreibt die Verf. im Nachwort des Buches, dass Charakter, Verhalten und Lebensumstände der Marie zusammengesetzt sind aus vielen einzelnen Vorbildern der Schwestern und Brüder auf dem eremitischen Weg.

Die zweite Hauptperson des Romans, die junge Frau Tessa, ist „ganz weit draußen“ auf andere Weise, weit weg von Gott, Kirche, Glauben. Sie steckt in einer selbst nicht eingestandenen Lebenskrise, wie sie Menschen, zumal auch Frauen dieses Alters, nicht selten trifft: eine unbefriedigende Partnerschaft, ein ungeliebter anstrengender Beruf fürs Geldverdienen, um sich was leisten zu können, Abkehr von der

Herkunftsfamilie, von der Kirche. Auch von ihr – die sehr pointiert gezeichnet ist – und von den anderen Figuren des Romans schreibt die Verf., dass sie in ihren Charakteren, ihrer Sicht auf den Glauben und auf Gott sich aus vielen konkreten Gesprächen und Begegnungen in langen Jahren zusammensetzen.

In der Einsiedelei, in die sie durch besondere Ereignisse unversehens geraten ist, macht die junge Frau völlig neue Erfahrungen. Sie lebt den einfachen Lebensstil der Marie mit, staunt über ihr Beten und ihre vielen Beziehungen, arbeitet mit im Garten, bei der Versorgung der Zwergziegen, bekommt einen neuen Zugang zur Schöpfung beim Erleben der Natur, bei der Geburt eines Zickleins. Unmerklich macht sie auch geistliche Erfahrungen, ohne diese als solche zu erkennen. Sie erfährt die Wohltat des Stillwerdens und Schweigens, aber auch, dass dann auch bedrängende, verdrängte Fragen auftauchen und Antwort verlangen. Schließlich findet sie den Mut zum Gespräch mit der Einsiedlerin, die die Besucherin absichtslos gewähren und einfach an ihrem Leben teilnehmen lässt. So findet die junge Frau in einem langen äußeren und inneren Lernprozess den Weg, sich von ihrer „Eisenkette mit Eisenkugel“ zu lösen, von ihrer Angst vor Gott und von einer engen, starren Religiosität, die ihr in der Kindheit und in einem verkopften, abgebrochenen Studium eingepägt worden war. Sie kann sich den Impulsen der Einsiedlerin öffnen, kann zugeben, dass auch in ihr eine bis dahin uneingestandene Sehnsucht nach einer Beziehung zu Gott lebt, findet einen ersten Zugang zum inneren Beten. Bei den Gesprächen zwischen Marie und Tessa werden viele Grundfragen des Lebens aus dem Glauben angesprochen, auch aktuelle Themen, wie etwa die Bewahrung der Schöpfung, aber auch verantworteter Umgang mit der Sexualität.

Als die junge Frau Abschied nimmt, will sie ihr Leben neu ordnen und mit den Erfahrungen in der Einsiedelei in Einklang bringen. Ob es ihr gelingt, bleibt offen.

Wenn die Verf. im Nachwort schreibt: Das Buch ist ein „tastender Versuch, geistliche Prozesse und geistliches Leben in einer anderen Form, als in einem Sachbuch möglich und angemessen ist, zu beschreiben“, so ist m. E. dieser Versuch gut gelungen. Es ist ein sympathisches Buch entstanden, das sich angenehm, manchmal spannend, ab und zu sogar vergnüglich liest. Es könnte denen, die sich in der Pastoral um Menschen sorgen und sie begleiten, Impulse für ihr Tun geben, sie zum „Weitersäen“ ermutigen und zum Bedenken des eigenen geistlichen Lebens anregen. Hoffentlich werden auch „ganz weit (oder auch nur halb) draußen“ stehende Menschen nach dem Buch greifen oder es geschenkt bekommen. Es will ja „eine gute Botschaft vermitteln und Freude bereiten“. So lautet der letzte Satz des Nachwortes der Verfasserin.

*Norbert Friebe*

## sendungsraum

s trukturen  
e ntsanden -  
n ichtorte  
d urchkreuzen -  
u r worte  
n eu sagen -  
g ott  
s prechen lassen -  
r egenbögen  
a nzünden-  
u m aller  
m enschen willen

s akramente  
e ntprofanisieren -  
n etze  
d auernd auswerfen -  
u nverblümt  
n ot wendendes tun -  
g renzenlos  
s ein -  
r ücksichtsvoll  
a usschau halten -  
u numkehrbar  
m iteinander aufbrechen

Michael Lehmler

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E